

poetisch-künstlerische Krönung. Wo die Naturgewalt des Landes am mächtigsten sich zeigt, dort ist eben auch die größte und vielseitigste Sagen- und Volksgestalt der Volksdichtung entwachsen.

Als eine Besonderheit aus dem bereits auf der neueren Cultur fußenden Sagenkreise Deutschböhmens sei zum Schluß noch die Volkssage des Leipagauers „vom Sandauer Dr. Kittel“ (dem nordböhmischen Dr. Faust!) erwähnt, der gleich seinem classisch-berühmten norddeutschen Genossen allerlei seltsame Zaubereien vollführte und in der Volkssage Nordböhmens deshalb eine besondere Rolle spielt. Wird die Naturmythe Deutschböhmens durch eine Großgestalt wie jene Rübezahls in einem Höhepunkt abgeschlossen, so erhält auch die Cultursage mit der auf diesem Gebiete zum Höchsten entwickelten Figur des Zauber- und Bergglaubens mit einer heimatlichen, selbständigen Dr. Faust-Gestalt ihre bedeutsame Krönung.

Vollsleben der Deutschen im Böhmerwald.

Zur Charakteristik des Volkes. Eine Viertelmillion Seelen umfassend, bewohnt diese kerndeutsche Bevölkerung das herrliche Berg- und Hügelland an der mittleren und südlichen Westgrenze Böhmens und gibt auf diesem Terrain, der Länge und Breite nach, in Dörfern, Märkten, Städten, von geringfügigen Localeigenheiten abgesehen, in voller Übereinstimmung nach Lebensweise, Muttersprache (Dialect) und Charaktereigenthümlichkeit das Abbild ihrer deutschen Nachbarn: der Oberösterreicher und der Baiern. Der Körperbildung nach erscheinen die Männer in etwas über Mittelgröße, sehnkräftig und mit scharfgezeichneten charakteristischen Gesichtszügen. Blonde Haare und blaue Augen sind seltener geworden als früher, wo ein Schwarzkopf z. B. seiner Seltenheit wegen Anlaß gab, daß sein Hof den Spitznamen „zum Schwarzschädel“ erhielt. Daß es im Böhmerwalde auch Zeiten gab, wo unter den Männern germanische Hünengestalten auftraten, können alte Leute noch heute bezeugen, und der Verfasser selbst ist Einer von diesen alten Leuten. Der eine dieser Hünen ging in seinem Alter mit dem Bettelsack um, war ein Schrecken der Kinder, aber ein geringgesehener Recke für Männer, die sich nicht satthören konnten, wenn er von seinem Kampf mit dem Bären erzählte, der ihn im Walde überfallen hatte und umklammert hielt, bis er ihn an eine Schichte Holz hinzwang und mit einem Scheite maustodt schlug. Der zweite dieser Hünen war in seinen jüngeren Jahren Steinbrecher in einem Kalksteinbruch bei Neuern, genoß im Alter ein erträgliches Gnadenbrot und kam einmal, 80 Jahre alt, zu meinem Vater mit einer Botschaft. Er konnte nur tiefgebückt zur Thüre herein und saß dann wie ein riesiger Kachelofen an unserem großen Eßtisch. Mein Vater erinnerte ihn an seine Liebhaberei in jüngeren Jahren bei Musiken, wenn eine Kauferei entstand; da pflegte er die

riesigen Tischplatten aufzuheben, umzukehren und auf das Gewühl der Kaufenden loszuschlagen, so daß ganze Partien von Streitenden zu Boden sanken oder die Flucht ergriffen. Lächelnd erzählte er solche Fälle, und wenn er damit zu Ende war, ging seine Stimme noch eine Weile in seiner Riesenbrust herum wie ein nachhallender Donnerton im Resonanzbodenraum einer Baßgeige.

Zur Zeit der Vollkraft dieser Hünen war die Kauflust in dem Volke noch groß und allgemein; selten ging eine Tanzmusik oder ein Jahrmarkt ohne wilde Kämpfe zwischen Burschen eines Dorfes oder zwischen den verbündeten Burschen zweier Dörfer vorüber. Diese Kauflust, obwohl noch weit und breit vorhanden, ist milder geworden und bei den hier und da noch losbrechenden Kämpfen kommen die Messer, welche die Burschen an der rechten Hüfte nebst Eßbesteck in einem Futteral tragen, fast nie mehr in Verwendung. Mit der Abnahme der wilden Kauflust Hand in Hand geht das Verschwinden des früher so übel berufenen Wilderer- und Schmugglerwesens, das nur noch wenige Freunde und Waghälse zählt. Und so kann man jetzt als allgemeine Charakteristik des Volkes aufstellen: von Natur heiter und kräftig, ist es im Ernst und Humor etwas scharfkantig, was ihm als Bewohner rauherer Berg- und Waldstrecken eigentlich zukommt. Die Proceßsucht, früher weit verbreitet und von elementarer Hartnäckigkeit, ist auf vereinzelte Fälle herabgesunken und wird durch einen vortrefflichen Gemüthszug weit überwogen: die Hilfeleistung, die sich Einzelne wie ganze Dörfer in Noth und Bedrängniß gewähren. Bei Bränden, Hagelschlägen, gefährdeten Ernten zeichnet sich das Volksgemüth wahrhaft glänzend aus. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Mangel an Arbeitern zur Erntezeit mit seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm. Nicht selten nehmen erwachsene Bursche nachts einen Wagen, spannen sich selbst an die Deichsel oder schieben an Rad und Leitern; wenn dann der Hofbesitzer am Morgen seufzend aufsteht, um sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein Theil schon in der Scheuer und ein befrachteter Wagen steht noch vor dem Thor.

Ein schöner Grundzug im Charakter der Böhmerwäldler ist die Liebe zur Heimat. Wenn sie diese schon verlassen müssen, so ist ihr liebtestes Ziel Niederösterreich, namentlich Wien; doch ist die Sehnsucht, nach längerer oder kürzerer Abwesenheit wieder heimzukehren, unaustilgbar. Darum wollte vor längerer Zeit die Neigung, auszuwandern, nicht recht platzgreifen, insbesondere im nördlichen Böhmerwalde, wo im Jahre 1827 ein Auszug nach dem Banat in abschreckender Weise mißglückte. Jetzt hat sich freilich in dieser Beziehung viel verändert; denn Einzelne und ganze Familien sind dem Zuge nach Nordamerika gefolgt, haben ihre Lage dort verbessert und bereits viele Verwandte und Bekannte nachgezogen. Zahlreiche jüngere und ältere Leute, wenn sie nur die Reise bezahlen und Land ankaufen können, schließen sich zusammen und folgen ihren Vorgängern;

sie suchen dabei klugerweise solche Gegenden auf, wo sie bereits angesiedelte Landsleute finden, die dann für die erste Zeit Schutz und Halt bieten. Von Bedeutung, insbesondere für den nördlichen Theil des Böhmerwaldes, war früher der Handel mit Bettfedern. Massen dieser Federn neben den im Lande selbst gewonnenen wurden aus Ungarn, Mähren und Galizien bezogen, im Böhmerwalde aufgelagert und von kleinen Händlern und Hausirern nach den deutschen Ländern, nach der Schweiz, den Niederlanden, Frankreich, sogar nach Schweden vertrieben. Diese Geschäftswanderungen brachten nicht nur pecuniäre Vortheile, sie hatten auch werthvolle Kenntniß des Auslandes zur Folge, und manches Hauswesen verdankte der Kenntniß des Auslandes eine bessere Führung der Geschäfte. In den Gegenden, wo der Federnhandel blühte, gewann auch die Volkssitte einen hübschen Brauch an Winterabenden durch das Federnschleifen, bei welchem gesungen, Märchen erzählt und wie in Spinnstuben allerlei Ergötzlichkeiten getrieben wurden. Lassen große Herrschaftsbesitzer berühmte Ökonomen kommen, um durch sie Verbesserungen im Landbau und in der Viehzucht einzuführen, so passen die Bauern wohl auf, bezahlen durch Sammlungen den fremden Rathgeber selbst für einige Zeit, um die Verbesserungen auch auf ihren Gründen einzuführen. Doch gilt dies nur auf dem Gebiete des nördlichen und mittleren Böhmerwaldes, wo der Bauer als freier und größerer Eigenthümer auch über reichlichere Mittel verfügt.

Gelten diese Charaktereigenthümlichkeiten vom Volke des Böhmerwaldes überhaupt, so müssen doch zwei Volkstypen hervorgehoben werden, welche neben der heimischen Eigenart noch ihr besonderes Gepräge nach Leibes- und Geistesanlagen zeigen: die Bewohner des Städtchens Wallern und dessen Umgebung, sowie die Bewohner des Gebietes der sogenannten Freibauern. — Die (künischen, d. i. königlichen) Freibauern, das Gebiet zwischen Innergefeld im Süden und Neuern im Norden bewohnend, stammen von deutschen Colonisten, welche als Beschützer der Grenze des Böhmerwaldes angesiedelt und mit vielen Rechten und Vorrechten ausgestattet wurden. Sie hatten auf ihrem Gebiete acht Freigerichte, wählten ihre Beisitzer selbst und ihr Obergericht leitete alle sie betreffenden Rechtsangelegenheiten, wie das Steuer- und Conscriptionswesen. Aus dieser Colonie erwuchs ein stolzes Volk von Bauern, das in deutscher Treue am Hergebrachten festhält und ein festes Standesbewußtsein hochhält. Mit diesen „Königsbauern“ haben die sogenannten „Wallinger“, die Bewohner des an der Straße von Kuschwarda nach Prachatitz gelegenen Städtchens „Wallern“ die ausgeprägte Charakterfestigkeit und den Hochsinn für Unabhängigkeit gemein. Auch diese Wackeren entstammen, wie man vermuthet, einer Colonie, und zwar einer Einwanderung von Schweizern; aber diese Annahme ist so wenig nachzuweisen als die ganz unstichhaltige Behauptung, daß die Wallinger einer — römischen Colonie entstammen, weil man unter ihnen sogenannte römische Köpfe mit schwarzem Haar,

dunklem Teint und Adlernasen häufig findet. Eine stark vertretene Ansicht geht dahin, daß die Wallinger von einem Reste der Markomannen oder deutscher Ureinwohner herkommen; diese Ansicht, sowie die früher erwähnte, daß Schweizer die erste Ansiedlung gegründet haben, findet gleichmäßig einige Bekräftigung durch den besonders stark hervortretenden Zug der Unabhängigkeitsliebe bei den Wallingern, die schon vor 300 Jahren bedacht waren, aus dem Bande der Unterthänigkeit und Leibeigenschaft sich loszulösen durch Bezahlung eines Lösegeldes an den Schutzherrn Peter von Rosenberg.



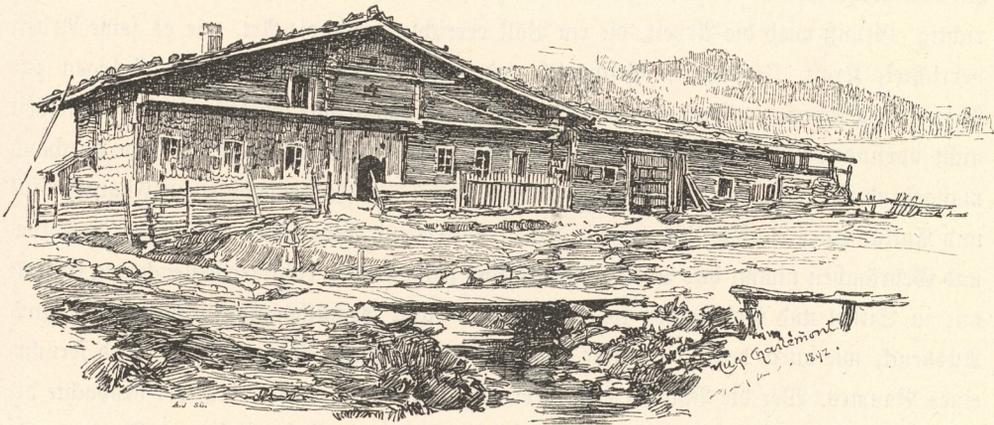
Blockhäuser aus dem „Oberen Ort“ im Städtchen Wallern.

Haben wir der Bewohner des Freibauergebietes und des Städtchens Wallern besonders gedacht, so liegt es nahe, noch einer anderen Eigenthümlichkeit dieser Colonien — der Eigenart der Wohnstätten unsere Aufmerksamkeit zu widmen; denn diese Eigenart ist maßgebend für die früher allgemein und jetzt noch vielfach vorhandene Bauform bei Einzelhöfen wie in geschlossenen Dörfern und Märkten. Die Eigenart der Wohnstätten im Böhmerwalde ist eins mit der Bauart der Blockhäuser im angrenzenden Baiervald bis hinunter gegen Passau und weiterhin nach Oberösterreich; sie findet sich in Tirol und in den Alpenländern wieder, nur mit dem Unterschied, daß hier die Balken

glatt behauen, im Böhmerwalde zumeist nur grob geschrotet werden. Will man diese, eigentlich nicht spezifische Böhmerwälder Eigenart der Bauten in originellen Gruppen beisammen sehen, so findet man bei Wanderungen durch den Böhmerwald vielfache Gelegenheit dazu in Dörfern, zum Theil auch noch in Märkten; am malerischesten aber findet man sie beisammen im Städtchen Wallern, wo trotz der von 1856 bis 1882 acht Mal wüthenden Brände eine ganze Ansammlung von Alpenhäusern übrig geblieben ist und den „oberen Ort“ bildet. Von der Höhe oder von der Gisela-Anlage gesehen bietet dieser Stadttheil einen sehr pittoresken Anblick. Würde nicht die Feuergefährlichkeit dieser Blockhäuser und auch der abnehmende Vorrath von Bauholz Anlaß geben, von Neubauten in diesem Stile nach und nach abzugehen, so würde man die Wendung sehr bedauern müssen, denn abgesehen von der malerischen Form der Blockhäuser halten diese im Sommer angenehm kühl und im Winter warm; hinsichtlich der Dauer bieten die flachen, steinbeschwerten Dächer den Vortheil, daß sie wenigstens viermal länger als die jetzt beliebten steilen Schindeldächer Stand halten. Im künischen Freibauerngebiet stehen die Blockhäuser fast durchwegs vereinzelt da, auf Grund und Boden des Besitzers oder mitten in demselben und tragen auf den Dächern kleine Thürme, deren Glocken gar wichtige und vielseitige Dienste leisten. Sie läuten zum Morgen-, Mittag- und Abendgebet; sie rufen die Arbeiter von den ausgedehnten Feldern zum Mittagstisch heim; sie helfen bei Gewittern die Donner und Blitze brechen (frangere); sie dienen in Sterbefällen als Sterbeglocken und verkündigen der Gegend weit und breit große Unglücksfälle, wie Brände, Hagelschläge u. dgl.

Die Volkstracht im Böhmerwalde glich vor Jahren noch vielfach der Volkstracht in den Hochländern Baierns, Tirols und Steiermarks. Die Männer — insbesondere im nördlichen Theile des Böhmerwaldes — trugen schwarzlederne Kniehosen, die an der rechten Hüfte Schlitztaschen hatten für silberbeschlagene Eßbestecke, dazu wurden schwarze oder weilschblaue Jacken aus Manschett, Tuch oder Sammt, an besonderen Festtagen rothseidene Westen mit zwei Reihen silberner Knöpfe getragen und um den Hals ein leicht geschlungenes rothes Seidentuch; die Strümpfe an Feiertagen waren weiß und wurden unter den Knien von kurzen Lederbändern festgehalten. An Wochentagen trugen die Männer blaue Strümpfe, darüber Halbstiefeln mit Röhren, die bis an die Knie reichten, aber gewöhnlich faltig bis an die halbe Wade hinabfielen. Im Winter bei hohem Schnee oder wenn bei andauerndem Regen die Wege schwer gangbar geworden, kamen Stiefeln an die Reihe, deren weiche Röhren bis über die halben Oberschenkel hinaufreichten. Auch der Leibgurt mit großer Schnalle voran kam noch vor, um größere Summen Geldes in Silbermünzen mitzuführen. Die Hüte waren etwas höher als in neuerer Zeit, geschweift und mit einem kleinen Busch Kunstblumen geschmückt; die handbreite

schwarze Binde um den Hut hing rückwärts mit den zwei Enden, die mit Goldfransen verziert waren, über den Hutrand in den Nacken hinab. Ging der Landmann in die Kirche oder zum Amt, so trug er einen bis an die Knöchel reichenden Tuchrock mit Stehfragen (im Winter einen schweren Mantel mit zwei den Rücken warmhaltenden Überfragen). Sieht man von der ledernen Kniehose und dem Leibgurt ab, so findet sich der übrige Theil der Tracht, mit wenigen Änderungen, gegenwärtig noch vor, nur statt der kurzen Lederhose wird die bis an die Absätze reichende Tuchhose getragen. Der Hut eines Bräutigams wurde — und wird es zum Theile noch — mit einem Rosmarinstrauß geschmückt, dessen Zweige von schimmerndem Zitterdraht, kleinen Vogelgestalten, Goldblättchen und niedlichen Kunstblümchen überreich verziert sind.



Ein Blochhaus aus dem Freibauernegebiet (im Künischen).

Wie die Männertracht, so hat auch die weibliche Volkstracht in neuerer Zeit manche Veränderung erlitten. Das schwarze oder dunkelrothe Kopftuch wird heute noch, wie früher, getragen; es ist im Nacken in einen leichten Knoten geschlungen, dessen zwei Enden über den Rücken fallen; an den Schläfen blickt etwas Kraushaar oder ein kleiner Theil der glattgekämmten Haare hervor. Den Hals schmückt an Sonntagen ein rothseidenes Tuch, das nur lose geschlungen ist, und ein als frommer Schmuck dienendes vergoldetes kleines Crucifix sehen läßt. Die Tuchjacke der Mädchen und Weiber reicht nicht ganz bis an die Hüfte und ist an der Brust nur wenig ausgeschnitten, dagegen das darunter befindliche Nieder der Mädchen weit ausgeschnitten ist, gar nur bis an den halben Rücken reicht und an den Rändern und nach den Ausläufen der Nähte reich mit Goldborten verziert wird. Der Rock (Kittel) war früher nur kurz, bis unter die Wade reichend, und wurde aus farbigem Garn hergestellt, jetzt reicht er bis an die Fersen und ist nach städtischem Muster meist aus gedrucktem Rattun verfertigt. Als der Rock noch kurz gehalten wurde,

war es lange Zeit Mode unter dem weiblichen Volke, mehrere solcher Mittel übereinander zu tragen, so daß auch Spiznamen entstanden, wie: „Siebenkittel-Wa'm“ in unserem Nachbardorfe. Bräute tragen noch heute kein Kopftuch, ihre Haare werden nach dem Wirbel gekämmt, dort in ein Netz gewunden, mit Sträußchen, Blumen und frischem Grün geschmückt, daran allerlei glimmernde Zierden, wie Silberzitterdraht und Goldflinserln befestigt sind. Die Fußbekleidung besteht an Sonntagen in weißen Strümpfen mit Schuhen, an Wochentagen in grobgestrickten Strümpfen von blauer Farbe mit Holzschuhen.

Von den Sitten und Gebräuchen des Böhmerwaldes. Man muß ein Volk bei der Arbeit sehen, um es nach Charakter und Cultur beurtheilen zu können, — so lautet ein von hochachtbarer Seite aufgestellter Satz. Der Satz ist richtig, aber nicht erschöpfend richtig. Gewiß wird die Arbeit, die ein Volk verrichtet, und die Art, wie es seine Arbeit verrichtet, Kraft, Fündigkeit, Geschmack und noch manche Eigenart der Anlagen zur Erscheinung kommen lassen, aber das Volk in seiner Vollgestalt werden wir bei der Arbeit nicht vorfinden und dem Bilde wird noch etwas fehlen, was bei einem Gemälde durchaus maßgebend ist: Licht, Farbe, Lebensfrische und Treue. Die Farbengebung zur Charakteristik und Cultur eines Volkes ist zumeist in seinen Sitten und Gebräuchen zu suchen. In Sitten und Gebräuchen nimmt das Volksleben voll und wahr und in richtiger Beleuchtung Gestalt an; in Sitten und Gebräuchen kommen Geistes- und Gemüthsanlagen des Volkes zum Ausdruck, wie durch den Trieb ihrer Säfte die eigenartigen Blätter, Blüten und Früchte eines Baumes. Wer die Volksseele in ihrer Eigenart kennen lernen will, der beobachte die Formen, in welchen ein Volk sein Leben bei der Arbeit, in Lust, Liebe und Trauer ausgestaltet. Poesie, Religion, Cultur, wie Aberglaube, Irrthum und wieder glückliche Beschränktheit haben gleicher Weise Theil daran. In den Sitten und Gebräuchen wird sich auch die Eigenart des Volksthums abschildern, und was in unserem Falle von den Deutschen des Böhmerwaldes im Allgemeinen über Abstammung und Charakterzüge gesagt wird, sinnfällig zur Anschauung kommen — allerdings nur insoweit es uns der zugewiesene Raum gestattet. Bemerket sei nur noch, daß die Sitten und Gebräuche, die hier folgen, theils auf dem ganzen Gebiete des Böhmerwaldes, theils in einzelnen Bezirken, besonders auf der Landesstrecke von Bischof-Leinitz bis zum Döffer und Arber vor längerer Zeit allgemein und jetzt noch größtentheils in Übung und beliebter Pflege sind.

Vergegenwärtige uns die erste Schilderung das Volk in seiner Freude und Jugend, bei einem Vergnügen, das allen Völkern gemeinsam ist, von jedem aber in seiner Eigenart ausgestaltet wird — beim Tanz (Toz). . . Es ist Sonntag, ein Uhr Mittags; in der großen Wirthsstube sind die Musikanten beisammen. Die Burschen, in ihren Sonntagsanzügen, bei warmem Wetter die Jacken über den Schultern, ziehen von fern und nah, über Felder und

Wiesen herbei und sammeln sich in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthür im Vorhaus bleiben sie stehen und keine will zuerst eintreten. Während sie sich fichernt zusammendrängen, lassen die Burschen Musik ertönen, voran einige, sozusagen mit gezogenen Säbel einreitende Trompetenstöße. Die aufjubelnde Musik geht den Mädchen an die Nerven, sie fühlen Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine Zweite ihr die Hand nieder, der Andrang schleudert die Thüre weit auf, die Vordersten werden bis in die Mitte der Tanzstube vorgestoßen und drängen verlegen wieder zurück, — aber schon hat dem Geficher und Gewirr der tanzlustige Burſche abgeholfen, indem Jeder einer Gewissen winkt oder pfeift und sie mit Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin und sogleich geht es voll Leben in der Stube herum. Der wilksthümlichste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steirische Weise getanzt von Denen, die in der weiten Runde der Stube sich bewegen; allein innerhalb des Kreises stellen sich gleichzeitig so viele Paare auf, als Platz finden, um sich herumdrehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer Wendung hinreicht, und der Schluß einer Drehung wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerinnen verbunden und man nennt das „Af oan Gartl“ tanzen. Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste — Haupttheil — wird zweimal gespielt, wobei das Clarinet das führende Instrument ist; eine Flöte secundirt harmonisch und die Violinen, Cymbal und Baß accompagniren piano dazu. Ist der erste Theil zweimal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument und verändert den ersten Theil des Ländlers in anderer Tonart (z. B. aus C-dur in G-dur übergehend) eigenartig. Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Cymbal die gleiche Melodie, die Secundegeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmettern einer Trompete gesellt. Clarinet und Flöte rasten. Während so der zweite Theil des Ländlers zweimal abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare in der Runde, wenig angeregt, nur langsam herum oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „af oan Gartl“ treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern ebenso taktmäßig an sich und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußcadenz des zweiten Theiles merkt und das Clarinet-Flötensolo mit eifem harmonischem Accompagnement der übrigen Instrumente wieder beginnt: da scharf ein entzückendes Rasen in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Sauczen und Springen, Viele brechen vor Entzücken in gressdurchdringendes Pfeifen aus, Andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Burſche äußern kann, desto willkommener ist es ihm.

Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine förmliche Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reihe und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Rundtanz voll seligen Übermuthes stehen und beginnt „af oan Cartl“ zu drehen; die Nachtänzer schwellen hinter ihm an und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenutzt zu lassen, ebenfalls „af oan Cartl“ anzufangen, so daß auf einmal in der ganzen Stube ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen und die Scene gleicht einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt und die stark ausschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. Vier so gespielte Ländler bilden eine Abtheilung, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie nach der zweiten Stube (Kammer), wo die Tische von den meisten Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgiltig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seinem Herzen näher zu sein. In der Tanzstube aber gruppiren sich sanglustige Burschen um die Musikanten, schlingen sich gegenseitig die Arme um Hals und Schultern und singen volksthümliche Melodien, denen sie immer neue Texte unterlegen. Nach jedem abgesungenen Texte spielt ihnen die Musik die Melodie in der gleichen Tonart nach und die Bursche springen und jauchzen dazu oder schnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei mitten in der Stube zusammen und tanzen nach den gesungenen oder gespielten Melodien. Verliebte Paare sitzen meist schäfernd auf den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deanal gei hea zon Zan,
 Lauma dö rächt oschau,
 Wos Du für Augerl host:
 Schwarz oder brau?

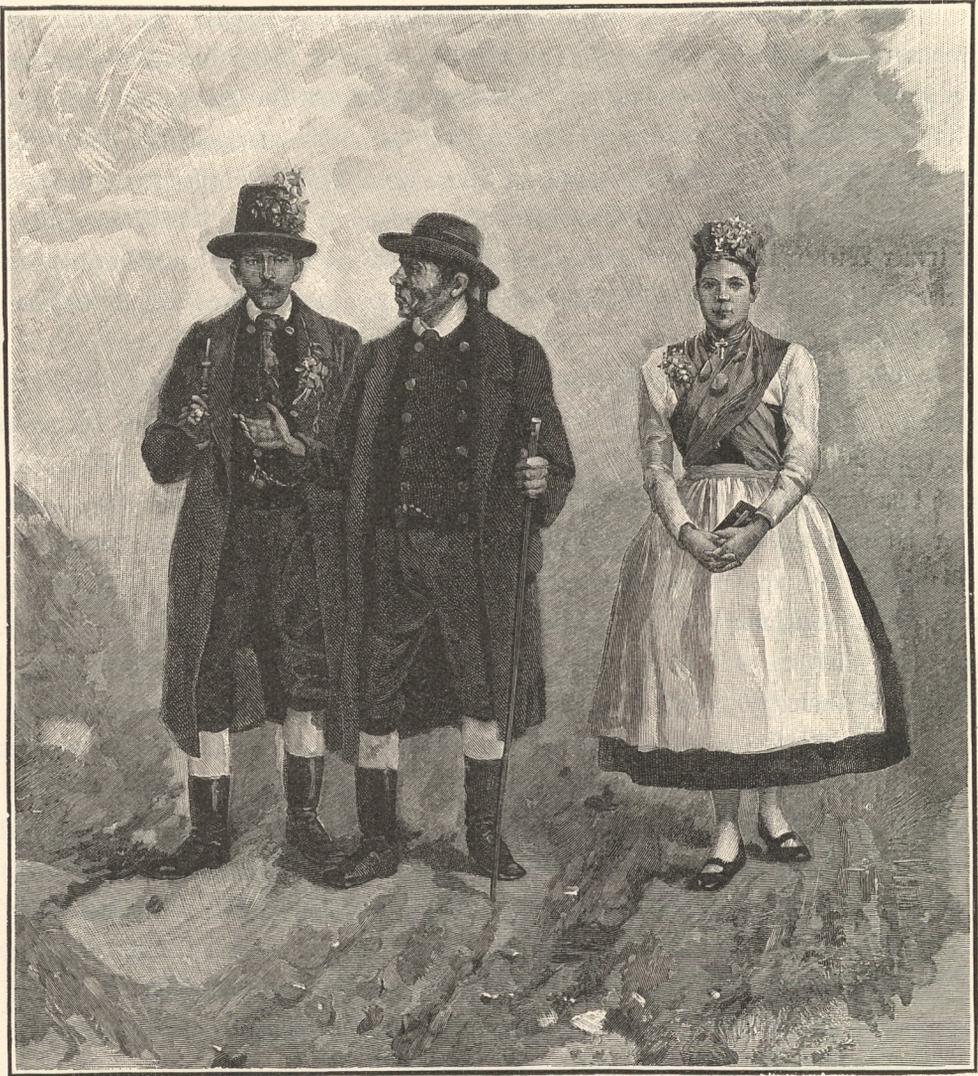
Als Antwort folgt:

Augerl mei is nöd schwarz,
 Augerl mei is nöd braun,
 Augerl mei is o frod,
 Di onzujham!

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen und man endet ihn, nachdem alle Säger die Musik bezahlt haben, mit folgendem Text:

Spielleut spieltz umatum,
 Doß i zu man Deandla fum,
 Sigt af der Dfenbonk,
 D' Bät wiad ia long!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzstube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernsöhne und Töchter sind von Arbeit frei und bleiben,



Ältere Trachten aus Neumarkt und Umgebung.

wenn sie auf das Abendessen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wohl vor Hunger sich zu wahren mittels reichlicher durch jüngere Geschwister herbeigeholter Vorräthe. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihre Plätze auf der Ofenbank. Ihr Amt ist scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin und erscheinen dann mit ihren Männern im Wirthshaus, wo sie sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischen und auch dem Glase gehörig zusprechen. Geht ein reicherer Bursch oder Bauer nach Haus, so nimmt er die halbe Musik mit und läßt sich eine Strecke weit vorspielen.

Das Adam- und Evaſpiel. Ein Grundzug im Charakter des Volkes iſt frommer gläubiger Sinn. Die Lehren der Religion wie die Geſchichten und Perſonen der Bibel haften tief im Gemüth des Volkes und geben der Einbildungskraft deſſelben Stoff und Anlaß zur Schaffung von Gebräuchen, die an die alten und von der Kirche ſo begünſtigten Volkſſchauspiele erinnern; einer dieſer Bräuche, deſſen Eigenartigkeit in nachfolgendem „Adam- und Evaſpiele“ zur Anſchauung kommt, ſei hier vorgeführt in treuer Wiedergabe, da ich ihn, von früheſter Jugend an, oft im Elternhauſe zu ſehen Gelegenheit hatte — zum erſten Mal eines Morgens gegen Oſtern hin bald nach der Morgenſuppe.

Der Vater ſaß am Eßtisch und machte mit der Kreide ſeine Berechnungen auf der großen Eichenplatte; die Mutter begann neben der Kammerthür ihre Vorbereitungen für den Mittagſtiſch und ich (etwa fünf Jahre alt) war auf die Wandbank geſtiegen, um nach dem Hofraum zu blicken und zu ſehen, was dort Anziehendes vor ſich gehe — fiel aber im nächſten Augenblicke vor Entſetzen faſt von der Wandbank! Der leibhaftige „Gottſeibeiuns“ mit Hörnern, ſchwarzem Geſicht, rothen Augen, war in den Hof getreten und kam in Begleitung von zwei abenteuerlich coſtümirten Perſonen nach unſerer Hauſthür. Ich flüchtete zur Mutter, die am kleinen Eßtisch ſich eben anſchickte, einen Teig zu kneten, wickelte mich in ihre Schürze und rief, die Blicke angſtvoll nach der Thüre gerichtet: „Da Tuifl!“ Die Mutter legte mir beſchwichtigend die Hand auf den Kopf und erkundigte ſich nach der Urſache meines Schreckens, wurde aber alſbald durch die Ereigniſſe ſelbſt belehrt, um was es ſich handle. Die Thüre ging auf und herein trat eine der erwähnten abenteuerlich gekleideten Geſtalten; es war ein Mann in langem Hemd über dem Gewande, einen Ledergurt um die Lenden, ſchwarzen Zottelbart um Kinn und Wangen, er trug einen künstlich verfertigten Apfelbaum in der linken Hand; ſogleich nach ihm trat die zweite Geſtalt herein, ein Weib, das ebenfalls über dem Gewande Hemd und Gürtel trug, das Haupt aber mit einer Flachſperücke bedeckt hatte, deren Locken tief in den Nacken hinabfielen. Meine Mutter neigte ſich jetzt zu mir, drückte ihre flache Hand an meine Wange und ſagte leiſe beſchwichtigend: „Fürcht' dich nicht, es iſt nur das Adam- und Evaſpiel!“ Mann und Weib ſtellten ſich neben der Thür auf, den Apfelbaum zwiſchen ſich. Nun begann der Erſtere (Adam), indem er, ſingend wie im Recitativ, die Vorgeschichte des erſten Sündenfalls erzählte, eine an der Rückſeite des Baumes angebrachte Kurbel zu drehen, die eine zwiſchen den Äſten hängende Schlange in Bewegung ſetzte; dieſe ſchoß giftige Blicke, fuhr hin und her und ſtieß unermüdet mit dem Kopf gegen einen Apfel, als wolle ſie ſagen: „Der iſt's, der wird dir's weiſen!“ Adam erinnerte an das Verbot des Herrn und warnte vor dem Genuß des Apfels, Eva aber war ſchwach genug, das Lob des ſchönen Apfels zu ſingen und Adam zum Genuß deſſelben einzuladen. In einer Arie

erzählt sie, wie sie morgens bei schönem Sonnenschein an den prangenden Apfelbaum gekommen; ein Wurm sei von dem Ast gehangen, der habe gar freundlich gegrüßt und gesagt: „Hast du die rothe Frucht da schon gekostet? Ei iß davon, du wirst nicht sterben, vielmehr ewig leben und soviel sein als Gott selber!“ Das habe sie sich gemerkt und rathe nun, von der Frucht zu essen! Adam macht noch Einwendungen — bricht aber dann einen der Äpfel, genießt davon, lobt ihn über die Maßen — und gibt auch der Eva davon zu kosten; da ist er plötzlich einer Ohnmacht nahe, indem sich Alles vor seinen Augen ändert. „O unglückseliger Tag,“ ruft er, „der Teufel hat uns ganz betrogen!“ Bei diesen Worten flog die Thüre nach der Vorflur auf und mit einem grimmigen Getöse schoß der Satan herein, verhöhnnte die Unglücklichen, schwang ein rothangestrichenes Schwert und sang:

„Nun sollt ihr zittern und erblaffen,
Zu den Tod geh'n und das Paradies verlassen!“

Adam und Eva knickten zusammen und stimmten ein Schlußlagelied an; es klang von arger Reue und zählte die Mühseligkeiten auf, unter denen sie fortan leben und ihr Brot erwerben müßten! Das Spiel war zu Ende. Adam, Eva und der Teufel, aus der Rolle fallend, sagten jetzt in gewöhnlichem Tone, demüthig: „Bitten schön auch um was!“

Die Mutter machte eine Gabe zurecht, der Vater aber wendete sich vom Ecktiisch nach der Thür und sagte: „Wo zu Haus, ihr Leut'?“ Das erste Ehepaar nannte einen Ort der Oberpfalz. „Merks, merk's,“ erwiderte der Vater, „sind wackere Leut', auch lutherische dort!“ „Wir sind katholisch,“ versicherten Adam und Eva — und auch der Teufel — treuherzig bescheiden. — Der Vater lachte und sagte zu letzterem: „Das ist dein Glück, so kommst du auch noch einmal durch den Schornstein zur ewigen Seligkeit auffahr'n!“

Ein Volksschauspiel (Höriger Passionspiel) im Böhmerwalde. Daß im Deutschen des Böhmerwaldes eine sinnige Anlage zu poetischem Auffassen und Formen des Lebens vorhanden ist, davon überzeugen uns Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, besondere Ereignisse des Volkslebens; im „Adam- und Evaspiel“ z. B. finden wir sogar die Versuchform dramatischer Gestaltung. Von dieser Versuchform im Kleinen bis zur großen Ausgestaltung des menschlichen Sündenfalls und der Tragödie des Lebens Jesu in biblischen Bühnenbildern hat uns im Sommer 1893 der deutsche Böhmerwald einen schönen und markvollen Beweis geliefert: in dem Passionsspiele zu Höritz. Wie der Volksgeist an größeren Werken langsam, aber stetig bildet, so hat auch dieses Passionsspiel bereits ein historisches Alter, ohne bisher über die heimatlliche Grenze hinaus bedeutender zu wirken. Erst in diesem Jahre (1893) ist das Passionspiel, textlich umgestaltet und durch volle Theaterausstattung würdig zur Erscheinung gebracht, mit jenem Erfolg

in Scene gegangen, den der große biblische Text, der in den Gemüthern so tiefe religiöse Wirkungen erzeugt, im vollen Maße verdient. Der grundlegende Verfasser des Hörter Passionsspiels war ein einfacher Leinweber, Namens Paul Gröllhesl im Markte Hörtitz, er bearbeitete sein Spiel 1816 nach dem seinerzeit vielgelesenen Volksbuche: „Das große Leben Christi“ von P. Cochems. Vom Jahre 1816 bis 1840 wurde das Originalspiel von den Hörter Bewohnern ohne Costüme, blos in Sonntagsgewändern, gespielt; dann wurden die Aufführungen, nach mehrjährigen Zwischenräumen immer wiederholt, mehr und mehr bühnenmäßig abgerundet durch einen Bühnendilettantenverein, den Wenzel Tahedl gegründet; die Wichtigstellung und Ergänzung des Textes, wie er den neuesten Aufführungen zu Grunde liegt, hat Professor J. J. Anmann auf Veranlassung des deutschen Böhmerwaldbundes besorgt; auf Betreiben des Obmanns dieses Bundes, des Herrn Josef Taschel in Budweis, folgten die weiteren Vorarbeiten zu den großen Aufführungen des Passionsspiels im Sommer 1893; die Lieder und musikalischen Begleitungen der Handlung wurden neu vertont, ein eigenes Schauspielhaus mit elektrischer Beleuchtung und für 1500 Zuschauer wurde erbaut, entsprechende Decorationen hergestellt, eine große Orgel für das Orchester aufgestellt und eine dauernde Bühnenleitung wurde ernannt; für die Kosten sorgte der deutsche Böhmerwaldbund. So verbreitet und ausgestattet wurde das Passionspiel zu Hörtitz von den Bewohnern des Marktes würdig einstudirt und erfolgreich dargestellt. Groß war der Zuzug von Einheimischen und Fremden; tief war die Nachwirkung des dargestellten biblischen Stoffes, sowohl der Bilder, die der Haupthandlung, dem Leiden und Sterben Christi, vorhergingen, wie der Haupthandlung selbst. Der deutsche Böhmerwald hat mit diesem großen gelungenen öffentlichen Spiele ein neues Interesse, eine dauernde Anziehung gewonnen und hoffentlich wird das neu-erbauete Schauspielhaus des Passionsspiels, das wir im Bilde bringen, nach regelmäßigen Zwischenräumen noch lange Zeit seine ehrwürdigen Bilder und seinen tiefergreifenden Lebens- und Leidensgang Christi zur Erscheinung bringen zur veredelnden Weisung, Stärkung und Erbauung der Gemüther!

Mariencultus. Der fromme Grundzug im Charakter des Böhmerwälder Volkes tritt in zahlreichen Erscheinungen zu Tage: im Eifer des Kirchenbesuchs, in der Hausandacht, im Aufstellen von Feldkapellen, vergoldeten Kreuzen und Steinsäulen mit Marienbildern an Feldmarken und Straßenwänden. Selbst an den einsamsten Waldstellen findet man Christus- und Marienbilder an Baumstämmen, von Moos und Zweigen umwuchert; auch viele Unglücksstätten haben ihre Gedenktafeln mit bildlichen Darstellungen unter den Schutzgestalten Christi und Mariens. Der Mariencultus sitzt tief im Gemüthe des Volkes und kommt in zahlreichen Andachten der Kirche, des Hauses und bei Processionen und Wallfahrten zum Ausdruck.

In den nördlichsten Bezirken behauptet die Wallfahrt nach dem „heiligen Berg“ in Böhmen die vornehmste Stelle. Sie findet jährlich kurz vor den Pfingsteiertagen statt und dauert drei Tage. Die Versprechungen zu dieser Wallfahrt erfolgen in berängnißvollen Lagen, bei Krankheiten, in Kindesnöthen gängstiger Frauen; die Formel lautet gewöhnlich: „Heiliges, rothgoldiges Herrgottsmutterl, hilf uns in unserer Noth! Mag' uns (Mann oder Kind) gesund, so wallfahrt' ich zu Dir nach Gottes Gebot!“ Als Wallfahrtsgeschenke werden gewöhnlich heimgebracht: grellgemalte Heiligenbilder (Bilgla), beierne gefärbte Heilige (Halán), Kelche, Monstranzen und sonstiges Altargeräth, Fingerringlein (natürlich Alles geweiht), und Jung und Alt halten die Dinge hoch in Ehren. Außer zur Mutter Gottes vom heiligen Berge hat man noch vielseitiges Vertrauen zu andern wallfahrtsbeliebten Gottesmüttern. Ein Beispiel davon gibt die Segensprechung übr ein Auge, in das ein Gegenstand gefallen ist. Erst wird das geschlossene Augenlid mit Speichel befeuchtet (in Erinnerung an das Verfahren Christi bei einer Augenheilung), dann die Spitze des rechten Zeigefingers leise auf dem Augenlid herumgeführt unter dem Segensspruch:

„Liebe Frau vom Hohen Bogen,¹
Ist mir was ins Aug' geflogen;
Liebe Frau in Passau's
Thu' mir's gütig wieder heraus;
Liebe Frau vom Heiligen Blut,²
Mach' du mir mein Aug' wieder gut!“

Hexentusch, Gespensterbann, Pfingstwettrennen. Seltsam genug „nistelt“ im Volksgemüth knapp neben der Frömmigkeit noch arger Aberglaube und macht sich zu gewissen Zeiten des Jahres bemerkbar, namentlich in den dem Pfingstfest unmittelbar vorhergehenden Tagen. Der „Hexentusch“ und der Zauberbrauch am Abend vor dem Pfingstsonntag sind bezeichnend für diese Stimmung des Volksgemüths. Zum „Hexentusch“ bewaffnen sich Männer, Burschen und Knaben mit großen und kleinen Peitschen und knallen gegen Abend bis nach Eintritt der Dämmerung vor den Häusern, namentlich vor solchen, in welchen Weiber von üblem Rufe wohnen; dieses Knallen gleicht oft dem Krachen der Gewehre, es soll Ort und Umgebung von bösen Geistern reinigen. Das Innere der Häuser selbst wird vor Hexen und Gespenstern dadurch bevahrt, daß am Abend vor dem Pfingstsonntag vor den Hausthüren frischer Rasen unter Segenssprüchen gelegt wird. — Pfingsten, das Fest der Freude selbst, pflegt selten durch einen Brauch besonders gefeiert zu werden; nur der Pfingstmontag bringt in manche Gegenden das Wettrennen der Bauernbursche auf außerlesenen und für dieses Fest besonders gepflegten Pferden. Wochenlang dauern die Vorbereitungen zu diesem Fest; die Pflege der Pferde,

¹ Bergwand in Baiern. ² Mattau.

Probereiten, Besprechungen der Bauernsöhne nehmen Zeit und Mühe fast ausnahmslos in Anspruch. Wer dem festlichen Wettrennen einmal beigewohnt hat, der begreift den Eifer der Vorbereitung und die Aufregung einer weiten Gegend, die den Schauplatz des Festes bietet. Alle Leidenschaften, die ein großes, glänzendes und spannendes Fest in den Gemüthern des Volks erregen kann, sind beim Wettrennen in heller Bewegung; es wird gejubelt, gewettet, gestritten und bei jedem geringsten Anlaß die Luft mit wildem Gelächter erschüttert. Dazu ist auch die lustige Person ersehen, ein Wettreiter auf der elendesten Märc, die in Stroh so eingewickelt ist, daß sie mit dem Hintertheil beim Wettritt voranzusprennen scheint. Es ist schade, daß der Raum mangelt, dieses prächtige Volksfest ausführlich zu beschreiben; wir wollen wenigstens die Reime hersetzen, welche das Volk sich selbst zusammengestellt hat und beim Wettlauf lebhaft zum Besten gibt:

| | |
|--|--|
| Laud is, wenn d' Hrössa schei gströckt, | (Schön ist's, wenn die Pferde schön gestreckt, |
| Krod aß wenn's Nochtgoid heid gschröckt, | Gleichwie vom Nachtkobold geschreckt, |
| Ähont und psalgschwimg hi flugnt | Einhan'n und pfeilschnell herstiegen |
| Und eng d' Hröda sö füarassö buignt; | Und sich die Reiter vorwärts biegen; |
| Wei eng do's Nojnloh schnurrt! | Wie euch da 's Nasenloch schnurrt! |
| Wei eng dö's Teufelsoß pfurrt! | Wie euch das Teufelsroß pfurrt! |
| Wei sö da Hröda hoifarö feart! | Wie da der Reiter, heiser vom Schrei'n, |
| Gschwinka fürö sa Köffel meart! | Schneller zwingt 's Köffel zu sein! |

Die Jahreszeiten sind es, welche dem Volksgemüth die Eigenart der Bildung von Sitten und Gebräuchen aufprägen, selbst bei jenen festlichen Anlässen, die, wie Verlobungen und Hochzeiten, zu jeder Jahreszeit ihre übliche Feier finden. Und da ist es bemerkenswerth, daß der Winter, diese arge Jahreszeit, die den Menschen in den Schutraum der Wohnungen zusammengedrängt, nahezu am reichsten ist an Sitten und Gebräuchen, die durch Munterkeit und Frohsinn das bedrängte Leben vor trauriger Erstarrung behüten. Da sind die „Spinnstuben“ mit ihren Geschichten, Gesängen und oft tollen Ergänzungen; die Abende des „Federnschleißens“, die an heiterem Treiben hinter den Spinnstuben nicht zurückstehen; da kommt das bunte Leben eines Dorffaschings mit seinen grausigen Verkleidungen, lärmenden Umzügen, lustig-schreckhaften Überraschungen; die „Bischofs-Umgänge“ am Nikolo-Abend mit ihren Kinderschrecken und Bescherungen, wie das Fest des „Schönheit- und Stärketrinkens“, das die Hofbesitzer ihren erwachsenen Kindern und Gehalten (Knechten und Mägden) geben; den „Dreischerchmaus“ nicht zu vergessen, der am Abend desjenigen Tages (im December) zum Besten gegeben wird, an welchem die letzten Garben der Ernte ausgedroschen werden. Man sieht, der Winter hat seine Freuden in großer Zahl, die noch bereichert werden an Abenden, die nur geselligen Zusammenkünften dienen und Anlaß geben zu singen, zu erzählen von Kriegsereignissen, Räuber- und Gespenstergeschichten, die schrecken, entsetzen, erschauern machen, aber doch vergnügen, da sie vorüber sind



Neuere Trachten aus Neumarkt und Umgebung.

und von Anderen erlebt werden mußten. Aber der Winter, toll durch seine Härte und kraus bewegt durch seine Ergöbungen, darf sich doch auch eines Brauches rühmen, dem an Lieblichkeit kein anderer des Jahres gleichkommt — des Brauches zur Weihnachtszeit: Christi Geburt zu feiern mit all der Liebe, Ehrfurcht, Traumseligkeit, die das Volksgemüth ergreift bei diesem heil- und segenvollen Feste. Schon wie das Volksgemüth sich Christkindleins Weihnachtseinkehr vorstellt und den Kindern zu Herzen führt, ist besonderer Erwähnung werth. Man sagt, es komme alljährlich in der ersten Dämmerung

der heiligen Nacht Christus als verklärtes Kindlein durch die Luft, sitzend in einem kleinen goldenen Wagen, gezogen von zwei milchweißen Pferdlein. Fromme Sonntagskinder oder auch vorzüglich Begnadete seien so glücklich es zu sehen. Die Milde des verklärten Christkindleins soll unbeschreiblich sein. Die Pferdlein, über jede Vorstellung edel gebaut, sollen verständig sein wie Menschen und so lieblich mit einander plaudern während ihres Trabes durch die Luft, daß man lange darnach, wenn man so glücklich war sie reden zu hören, die schönste irdische Musik rauh und abstoßend findet. Das Gebiß der Pferdlein sei aus dem feinsten Gold, die Zügel zwei Sonnenstrahlen, die Hufe mit Kronengold beschlagen, deren Auftreten wie das Bewegen der Wagenräder harmonisch klingend die dadurch geweihten Lufttheilchen zermalme. Im Wagen befände sich Obst: Äpfel, Birnen, Nüsse, und fremdartige Früchte: Feigen, Mandeln, Rosinen u. s. w. nebst dem besten bekannten Gebäck. Diese den Kindern unschätzbaren Dinge seien für die guten als Geschenke in kommender Christmitternacht bestimmt, wo Himmel und Erde des Jesukindleins Geburtsandenken feiern; aber auch Ruthen, Schwarzbrot, Birkenreis enthalte der Wagen für unfolgsame, schlimme Kinder. Mit Beginn der Dämmerung der heiligen Nacht muß Alles ruhig und andächtig sein im Hause, womöglich versammelt in der großen Familienstube; die Kinder aber, gekleidet wie am wichtigsten Festtage, müssen ihre Gebete, so viele sie auswendig wissen, laut herjagen, knieend, wenn sie erwachsener, auf dem Elternschof, wenn sie noch kleiner und zart sind. Bei Annäherung des Christkindleins, belehrt man die Kleinen, entfliehen alle bösen Dinge aus dem Hause, in welchem Winkel oder Gegenstande sie verborgen sein mögen; daher, wenn Alles still ist und horcht, man Tische und Kasten leise schnalzen, das Licht knistern hört und wanken sieht, als ob ein Luftzug die fliehenden bösen Geister durch Öffnungen und Spalten des Hauses wehe; die Fenster laufen leicht an und ein wunderbares Summen, Rauschen, Singen und Klingen werde Begnadigten hörbar, das sich so lange verstärkt, bis es zum Ton einer kleinen Glocke wird, den Alle hören können. Dieser Ton deutet an, das Christkindlein steige aus dem goldenen Wagen, lasse die Pferdlein rasten und ordne die für die kommende Mitternacht den Kindern bestimmten Geschenke. Diesem frommen Märchen zu Liebe kaufen die Mütter Geschenke, die sie den Kindern sorgfältig verbergen, beauftragen Jemand, der in der Familie nicht leicht vermißt wird, daß er im Augenblick, wo das Christkindlein sich melden soll, vor der Stubenthüre mit einem Glöcklein zwei bis drei Male klinge, dann die Thüre so weit öffne, daß er mit einer Hand, die mit Goldpapier überklebt ist, die bestimmten Geschenke hineinwerfen kann. Wie das Glöcklein vor der Stubenthür zu klingeln beginnt, fangen die Kinder so laut als möglich zu beten an. Die vermeinte Nähe Christkindleins regt eine Art heiliger Begeisterung in den Kindern an, vermengt mit der Begierde, die goldene Hand zu sehen und die Geschenke aufzufangen. Nun erscheint dann einige Male

die goldene Hand und wirft Fluten von Obst und guten Sachen herein, nach denen die Kinder mit Jubelruf stürzen und nach Möglichkeit viel zu erhaschen suchen! Dies ist Christkindleins Anmelden; um Mitternacht folgt dann die Christbescherung.

Kommt das Frühjahr, sproßt es auf Feldern und Wiesen, treiben die Bäume Blätter und Blüten, da bricht auch das Volksleben in neuen Bildungen aus. Die „Maibäume“ werden aufgerichtet — junge Fichtenstämme, die entästet und abgeschält werden bis zum Wipfel, dessen Äste und Zweige mit bunten Bändern, Festgewinden und Kunstblumen geschmückt werden; sie pflegen mit erstaunlichem Geschick durch die höchsten Dächer nach den Bodenräumen eingesenkt und mit Stricken befestigt zu werden; so künden sie wochenlang aller Welt an, daß einer heiratsfähigen Tochter des Hauses von einem Burschen öffentlich gehuldigt werde. — In die Zeit der Maibäume fällt die Sitte der „Hornseile“. Die Heerden sollen zum ersten Male auf Brachen oder Gemeindeweiden getrieben werden, wobei es zu großen Kämpfen der gehörnten Hausthiere kommt. Um die Gefahr vieler und bedenklicher Verwundungen zu beseitigen, geht der Hirte vorher von Haus zu Haus und feilt die über Herbst und Winter zu scharf ausgewachsenen Hörner-
spitzen ab, natürlich unter üblichen, dem gläubigen Vertrauen entsprechenden frommen Sprüchen. So spricht der Hirt in einen Stall tretend und das Haupt entblößend:

„Pfeit's Gott! ös Kalwla, Dyla, Rößla ollö,
Ös Haißla, Schaffla, wei's do san,
Wenn Öbba scho'n wollt, strof den Völlö,
Mia wißn o, daß Leit' gean nöbö san!“
(B'hüt' Gott! ihr Kälber, Schslein, Rößlein alle,
Ihr Füllen, Schäflein, wie's da sind —
Wenn Jemand schaden wollt', so straf' den Lämmel,
Wir wissen ja, daß d' Leut' gern neidig sind.)

Am 1. Mai folgt dann der erste Austrieb der Thiere unter feierlicher, lärmender Bewegung des Dorfes. Das Läuten der Halsglocken und Klingeln der Rollen (blecherner Angeln mit runden Steinen im Innern) erfüllt die Luft, vermengt mit lustigem Brüllen, Blöken und Meckern der Thiere, zwischen denen Hausväter, Mütter, Knechte und Mägde Aufsicht führend eine Strecke weit mitgehen. Sie sind mit „geweihten Ruthen“ bewaffnet, die aus Birkenzweigen bestehen, verbunden mit am Palmsonntag geweihten Palmzweigen; diesen Ruthen wird eine wunderbare Kraft zugeschrieben, ein Hieb damit schützt ein Thier das ganze Jahr vor Verwundung. Am 1. Mai schon gerathen die Gemeindestiere (Bummeln), gewöhnlich zwei gewaltige Recken ihrer Art, an einander; das gibt ein Schauspiel, das nicht früher verlassen wird, als bis einer der Stiere Sieger ist. Diesem wird dann laut gehuldigt und Niemand ist stolzer auf diesen Sieg als der Hofbesitzer, der verpflichtet ist, den Gemeindestier während des laufenden Jahres auf eigene Kosten zu erhalten.

Mit dem Sommer erscheint ein reiches Geleite von Bräuchen, die der Jugend und Lebensfreudigkeit ihre Entstehung verdanken und in voller Übung sich erhalten trotz der vielen und schweren Arbeit, die der Sommer bringt und fordert. Das bekannte „Fensterln“ (’s Schrä) begünstigen die warmen Nächte ganz besonders; die schönen Mittwoch- und Samstagnächte dienen den Umzügen der Burschen, die jauchzend und singend dorfsauf und ab wandern oder vor Häuser sich lagern, in denen ein freudiges Ereigniß (Verlobung oder Hochzeit) stattfinden soll. Ist die Ernte im vollen Gang, dann sammeln sich die Burschen bald da bald dort in einem Hofe und helfen Strohbinden für die Garben binden unter munteren Scherzen und Gesängen; solchen Nächten verdanken viele Lieder ihr Entstehen. Die Nächte gegen Ende der Ernte sind nicht selten sehr ergötzlich. Es darf sich nur treffen, daß zwei Hausbesitzer noch gleich viel Getreide einzuführen haben, so kann ein Kampf ums Leben nicht mit größerem Eifer geführt werden als der Wettstreit um die Ehre, nicht der Letzte beim Ernten geblieben zu sein. Jeder zahlt Arbeiter, so viele er auftreiben kann, horgt Wagen und Pferde und beseuert durch Bier und Versprechungen seine Leute. Die Wagen unter ihren schwankenden Ladungen ächzen und fliegen, die Garben werden vor den Scheuern abgeladen, um nur ja recht schnell eine neue Fahrt beginnen zu können. Die letzten Fuhren, welche die wetteifernden Hofbesitzer heimführen, gleichen einem Wettrennen. Das ganze Dorf wird Zuschauer. Alles jauchzt, treibt an, ermuntert, lacht. Wehe! Da liegt oft der Wagen des Einen umgestürzt und der Möglichkeit beraubt, noch Sieger zu werden, während der Andere nun jubelnd und gemächlich, von seinen Arbeitern umringt, im Triumph nach Hause zieht. Der besiegte Bauer muß sich nun von Seite der Burschen eine Posse gefallen lassen. In der folgenden Nacht schleppen diese so viel Stroh zusammen, als sie bekommen können, besteigen in der Stille des Bauers flaches Hausdach und setzen da eine ungeheure Strohfigur zusammen in Gestalt einer Ziege, die von einem Ende des Dachs bis zum anderen reicht. Auf die Ziege setzen sie einen Riesen-Strohmann, der in der einen Hand eine Geißel, in der andern einen Knüttel hält. Wenn das Ungethüm (Howagoas = Hasergeis) fertig ist, bleibt ein Bursch auf dem Dache zurück, während die anderen gegen Tagesanbruch die Dorfbewohner mit einem Spottgedicht wecken. Natürlich strömt Alles herbei, umringt lachend und lärmend das Haus mit dem Wunderthier auf dem Kopf und entfernt sich nicht, bis der Hofbesitzer zum allgemeinen Ergötzen mit den Knechten die Zerstörung der Ziege beginnt und deren Reiter vernichtet unter Zuruf der Menge:

Wea nöd aufsteht und oarbat und gogt,
 Dea wird, mirk da’s, mit da Howagoas plogt!
 (Wer nicht aufsteht und eifert und jagt,
 Der wird, merk dir’s, mit der Hasergeis ’plagt!)

Was die „Maibäume“ im Frühjahr so fröhlich ankündigen, ein heimlich bestehendes Herzensbündniß, das findet gewöhnlich schon im Sommer seine Fortsetzung in der „Verlobung“ und seinen Abschluß in der „Hochzeit“ für das ganze Leben.

Zur Verlobung wird gewöhnlich eine Nacht bestimmt. Am Vorabend begibt sich der zu verlobende Bursch in Begleitung von drei oder mehreren Verwandten in das Haus der künftigen Braut und schickt einen der Begleiter an den Vater der Erwählten mit der Anfrage: „ob man kommen dürfe?“ „ob man recht käme?“ „wie man dächte?“ Der wohl vorbereitete Vater erwidert freundlich: „man komme nur immer; von solchen Gästen



Scene aus dem Adam- und Evaspiel.

schwane man Gutes, sie ehrten sein Haus.“ Daraufhin erscheint der Bursch mit seinen Beiständen; diese sind kaum eingetreten, so erscheinen mehrere Nachbarn als Beistände des Brautvaters. Beide Parteien begrüßen sich und nehmen an zwei getrennten Tischen Platz. Mutter und Tochter des Hauses sind noch nicht sichtbar, dagegen drängen sich neugierige Zuschauer vor den Fenstern und zwischen den Fensterrahmen drücken sich die Gesichter von Kindern und Halberwachsenen. Nachdem die Verlobungsparteien abgefonderte Verständigungen gepflogen, beginnt der Brautvater von seinem Tische herüber nach dem Tische der Bräutigamspartei: „Das sei nun Alles recht und gut, aber ein Haus müsse leben und da heiße es: wie es stünde mit des Burschen Habe und Mitgift?“ Einer der Beistände bezeichnet die Habe und Mitgift des Bräutigams. Überlegen der Brautpartei, dann Hin und Wider,

bis man einig ist. Hierauf erhebt ein Bräutigamsbeistand die Frage an den Brautvater: „Das Alles wäre recht und gut — aber der Stand der Habe und Mitgift seiner Tochter?“ Ein Beistand zergliedert die Habe und Mitgift der Braut. Überlegen der Bräutigamsparthei; dann Debatte, bis man einig ist. Jetzt werden beide Tische zusammengerrückt und die Hausfrau, welche bis jetzt in der Küche sich umgethan, erscheint, geschäftig grüßend und die Tische deckend. Musikanten treten herein und spielen auf (starkes Bogen der Köpfe in den Fensterrahmen). Ein Faß Bier, das der Bräutigam einen Tag früher in das Haus der Braut hat schaffen lassen, wird nun angezapft und von den Parteien tapfer in Anspruch genommen. Sobald die Speisen aufgetragen werden, wird nach der Braut gefragt, „ob denn noch länger das Best' und Schönst' zurückgehalten werden dürfe?“ Musik ertönt und aus der Kammer wird ein hochbejahrtes Mütterlein geführt und dem Bräutigam vorgestellt mit der Frage: „ob die es sei, auf die er warte und hoffe?“ Der Bräutigam erwidert: „Das Dirnlein sei zwar nicht übel und reichlich bei Jahren, aber die er sich auserwählt, sei doch um Etliches jünger und hübscher, die möge kommen!“ Das Mütterlein stellt sich beleidigt und fordert Genugthuung. Ein Versprechen des Bräutigams und die Einladung zu Tische stellt sie zufrieden. Nun abermals Musik und die wirkliche Braut, in schönstem Aufputz, wird aus der Kammer geführt. Bei der Frage: „Ob die es sei, die er erwarte und meine?“ erhebt sich der Bräutigam, reicht ihr die Hand zum Willkommen, sagt: „Ja, die und nur die!“ und drückt ihr zwei silberne Münzen in die Hand (Brautthaler). So lange diese von der Braut nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag gültig. Den Beiständen werden schöne Schnupftücher als Geschenke auf die Teller gelegt, und nachdem das Brautpaar am Tische nebeneinander Platz genommen, beginnt unter Musik ein reichlicher Schmaus. Während desselben versammeln sich tanzlustige Burschen und Mädchen vor dem Hause, die nach aufgehobener Tafel hereingelassen werden und den größten Theil der Nacht durchtanzen. Begibt sich der Bräutigam nach Hause, so wird er von den Burschen eingefangen und nur gegen das Versprechen eines Lösegeldes wieder freigegeben.

Der Verlobung folgen die üblichen rechtlichen und kirchlichen Acte; die Verlobungspunkte werden zu Papier gebracht; das Brautpaar hat eine Religionsprüfung beim Pfarrherrn abzulegen und wird nach Einholung eines behördlichen Erlaubnißscheines an drei sich folgenden Sonntagen in der Kirche öffentlich aufgeboten; acht Tage nach dem dritten Aufgebot folgt auch schon die Hochzeit. Ihr Herold ist der Hochzeitlader. Er beginnt seine Wanderung durch die Dörfer im Sonntagsstaat, den Hut geschmückt mit einem Kunstblumenstrauß, in der Hand einen langen bemalten Stab, den er eigenartig zu schwingen weiß, wenn er, in ein Haus getreten, an der Thür der Wohnstube seinen Festgruß hält und zur Theilnahme an der Hochzeit (namentlich

Hochzeitstafel) einladet. Nach dem Spruch zieht er ein Stück Kreide aus der Tasche und malt an die Stubenthüre einen Kranz, aus dem sich ein Rosmarinstrauß erhebt; in den Kranz schreibt er den Preis eines Gedeckes der Tafel: 1 fl. 50 kr. Den Hochzeitstag selbst kündigen gewaltige Gewehr- und Pistolenschüsse an, die namentlich während des Hochzeitzuges nach der Kirche und von da zurück mit unglaublicher Ausdauer losgelassen werden, sie sollen neben der Musik der Feier ihre besondere Bedeutsamkeit verleihen. Doch hüten sich die Kanoniere wohl, die zwei wichtigsten Momente des Festes: die Ertheilung



Der Platz im Markte Hörig.

des beiderseitigen Elternsegens und die Trauung am Altare durch wilden Lärm zu stören. Der Elternsegens wird dem Bräutigam wie der Braut daheim im Extrastübchen in Gegenwart der Eltern und Geschwister ertheilt; Sprecher ist der Hausvater; die Segensworte sind kurz, eindringlich, ergreifend, getränkt von religiösem Geiste. Zahllose Thränen fließen. Nach der Segensertheilung werden die Gäste des Bräutigams wie der Braut im Elternhause mit einem üppigen Gabelfrühstück („Gackelhenn“) bewirthet und nach diesem beginnt der Zug vom Hause des Bräutigams nach dem Hause der Braut und von da nach der Kirche unter hellem Aufspielen der Musik und fortdauerndem Krachen der Pistolen. Die vollzogene Trauung kündigt ein Pöllerschuss an, dann folgt der feierliche

Rückzug nach dem Elternhause, wo die reichliche Hochzeitstafel der Gäste harret. Aber zu Tische darf nicht gleich gegangen werden. Die geladenen jungen Burschen und Männer sammeln sich zu einem Fußwettrennen („Ofaschüsselrenna“), das zu den Hauptceremonien einer Hochzeit gehört. Der beste Läufer erhält von der Brautmutter vier bis fünf Gulden und ist verbunden, so lange dieselbe bei der Hochzeit zugegen ist, ihren Trabanten und Launenbefriediger zu machen. Die nächste Aufgabe des Preisläufers ist gewöhnlich der Versuch, die Braut von ihrem besonderen Tische herabzubringen. Musik ertönt. Der Preisläufer fragt die Brautmutter, unter welchen Bedingungen sie der Braut erlauben wolle, ihm zu einem Tanze zu folgen? Diese stellt Bedingungen, wie folgende: „Bring' mir einen Eimer ohne Reif.“ Der Bursche jauchzt, Tusch der Musik; der Bursche bringt ein Ei und fragt, ob das ihr so recht sei? „Recht“, heißt die Antwort; aber schon wird eine neue Frage gestellt: „Welches sind die besten Weiberuhren?“ Antwort: „Hänselhähne.“ „Richtig.“ „Welches Obst braucht drei Jahre zu reifen?“ Antwort: „Wachholderbeeren.“ Endlich soll der Bursche ein Maus bringen, wozu man weder Mehl noch Feuer brauche. Er bringt Honig. Der Forderung: ein Rad zu bringen, das von keinem Wagner aus Holz gemacht ist, entspricht er, indem er einen Spritzkrapsen bringt, der die Form eines Wagenrades hat. Die Schlußbedingung ist: eine silberne Brücke zu bauen, über welche die Braut beim Verlassen des Tisches gehen könne. Der Bursche legt eine Doppelreihe Silbermünzen über den Tisch, die Braut erhebt sich und geht über die Münzen hin zu dem Brückenbauer, der sie mit aufgehobenen Armen empfängt und auf den Boden stellt. Jubelruf der herumstehenden Musik. Der Bursche soll nun den Brauttanz eröffnen, allein die Braut vermißt einen Schuh, den man ihr schon früher vom Fuß gezogen. Der Schuh wird endlich gefunden und der Preisläufer tanzt mit der Braut einmal herum; ihm folgt dann der Tanz des Vaters mit der Braut, dann ein Tanz der Brüder und nächsten Anverwandten mit derselben. Nun tanzt der Bräutigam mit der Mutter der Braut, dann mit seiner eigenen Mutter und zuletzt mit seiner jungen Angetrauten. Hierauf gilt keine bestimmte Anordnung mehr und das tanzlustige Blut bemächtigt sich der Tanzstube.

Nach der Hochzeit müssen die jungen Eheleute drei Wochen lang getrennt bei ihren Eltern leben. Während dieser Zeit wird ein großer Theil der Brautaussteuer (Hausgeräthe) besorgt und angeschafft. Ist man damit zu Ende, so wird der Tag der Vereinigung und Übersiedlung bestimmt. Vor den großen geschmückten Wagen werden die vier schönsten Pferde der Gegend gespannt; auf dem Wagen (Kammerwagen) sind durchwegs neue Kasten, Tische, Bettgestelle, kurz, große und kleine Hausgeräthe nach einer herkömmlichen Ordnung aufgeschichtet; obenauf das Brautbett, über diesem eine buntbemalte Wiege. Kasten und Kisten sind gefüllt mit Wäsche und kleinen Hausgeräthen. Zerbrechliche Dinge müssen in Körben besonders getragen werden. Zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugend-

Schulfreundinnen, die noch nicht verheiratet sind, an diesem Tage zusammen und um Beistand. Jedes dieser Mädchen kommt auch gern und wird mit einem größeren oder kleineren Tragkorbe versehen, der mit Hausgeräthen hoch angefüllt ist. Sobald dies geschehen, beginnt der Auszug. Voran geht der Kammerwagen, gezogen von den vier Prachtperden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen und einem Geschirre voll glänzender Messingrosen an Kopf und Halse gepuzt sind. Hat die junge Hausfrau Abschied genommen von ihren Eltern, was nicht ohne heiße Thränen geschieht, schwingt sich der Pferdelenker, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf das linke Stangenpferd



Das Passionspielhaus in Hörth.

und beginnt, lärmend und jubelnd umringt und zahlreich begleitet, den Zug. Hinter dem Kammerwagen kommen die Jugendfreundinnen mit den Tragkörben; zu oberst auf einem dieser Tragkörbe befindet sich ein ungeheurerer Kochlöffel, die junge Hausfrau erinnernd, daß man in ihrem Haus immer „mit dem großen Löffel“ essen möge. Einige der Freundinnen tragen Körbe mit Flachs, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau, Brot, das sie gebacken, theils um die Wünsche glücklicher Erntejahre, theils die Ermahnung an ihre Pflicht und den Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kenntnisse anzuzeigen. Den Zug schließt die Hausfrau selbst, begleitet von den bei ihrer Hochzeit als Brautmutter und Kranzjungfern fungirenden Freundinnen; zuletzt folgt ein Knecht, der die Ausstattungskuh nachführt.

Die Eltern der Braut folgen geraume Zeit später nach. Von allen Seiten des Dorfes strömen Zuschauer heran. Die Burschen, welche mit der abziehenden jungen Hausfrau aufgewachsen sind, wollen anzeigen, wie ungern sie die Jugendfreundin verlieren, und sperren am Ende des Dorfes durch aufgehäuften Gegenstände den Fahrweg. Kommt nun der Kammerwagen bis zu dieser Stelle, so erlegt der Pferdelenker ein Stück Geld, das die junge Hausfrau ansehnlich vermehrt; darauf wird die Sperre weggeräumt und die Burschen begleiten die Jugendfreundin eine Strecke.

Auf dem Wege des festlichen Zuges müssen gewisse Sitten beobachtet werden. Hört man zum Beispiel zum ersten Mal einen Kuckuk rufen, so greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf zum Zeichen, wie sehr man die Vermehrung des Wohlstandes der jungen Hausfrau wünsche. Hört man eine Wachtel schlagen, so zählt man die Schläge; ihre Anzahl bedeutet die Zahl der Kinder des jungen Ehepaars. Die Getreide-Art, in welcher die Wachtel schlägt, wird während des ganzen Lebens des Ehepaars günstige Ernten liefern; schlägt die Wachtel auf einem Rain, so bedeutet das Jahre des Mißwachses und Unfälle mit Kindern. Hört man zum ersten Mal donnern, so muß die junge Hausfrau den nächsten schweren Gegenstand fassen und zu heben suchen, was ihr Stärke und Gesundheit zu schaffen vermag.

Den Eingang in das Dorf des Mannes versperren wieder die Mädchen des Ortes, scheinbar erzürnt, daß einer von ihnen ein Gatte entgangen und ein Jugendfreund aller durch eine Fremde entzogen worden ist. Ein Tribut öffnet wieder dem Zuge den Eingang. Die junge Hausfrau ladet nun alle Mädchen in das Haus ihres Mannes; sie schließen sich dem allgemeinen Zuge an. Einige hundert Schritte vom Hause erwartet der junge Gatte die Heranziehenden. Er küßt sein Weib und führt es bis ans Hausthor. Da begrüßt es Musik, die Eltern des Mannes sprengen Weihwasser über das junge Ehepaar und führen es in die Stube. Die Begleitung des Zuges, Burschen und Mädchen, beginnt nun einen kurzen Tanz; dann folgt eine sehr reichliche Bewirthung, die bei festlicher Musik bis spät in die Nacht hinein dauert.

Schließen wir mit den Volksbräuchen bei den letzten Dingen des menschlichen Lebens: beim Sterben, Aufbahren, Begraben und Erinnern an die Abgeschiedenen. — Liegt ein Mensch im Sterben, so wird im Sterbestübchen ein Handglöcklein geläutet, damit die scheidende Seele, gelockt durch die schwebenden Töne, noch einige Augenblicke in der Nähe des erstarrten Leibes verweile. Die Verwandten und Nachbarn stehen betend herum, nur vom Weinen der Angehörigen unterbrochen. Ist der Tod unverkennbar eingetreten, so wird das Glöcklein weiter und weiter weg vom Entseelten, dann zur Thüre hinaus und einmal um das Haus herum geläutet, damit man so die unwiderruflich scheidende Seele noch auf ihrem Abschiedswege einige Augenblicke begleite. Erst dann

wird ein Bote abgesendet, um die Dorfglocke das Absterben verkünden zu lassen. Der Todte wird gewaschen und im Leinwandhemde auf ein passend langes, glatt gehobeltes Brett (Toudbrod) gelegt und mit einem großen feinen Leinwandtuche überbreitet. Neben dem Kopf des Abgeschiedenen, auf einen Stuhl wird ein Öllämpchen gestellt und ein Glas Weihwasser, worein man sechs bis sieben zusammengebundene Kornähren taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgestells des Verstorbenen ausfüllte, unweit des Wohnhauses verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Feuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele. Nach und nach kommt man, die Leiche zu sehen. Man nähert sich derselben, ergreift die in das Weihwasser getauchten Kornähren, besprengt damit vom Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, um einige Augenblicke zu beten, und schlägt nun erst das Tuch bis an die Brust des Todten herab. Die jugendlichen Leichen werden mit Blumen und Heiligenbildern, so weit nur Platz dazu ist, überdeckt; die älteren halten nur ein kleines Crucifix in den über der Brust gefalteten Händen. Im Namen weiblicher Leichen werden die ärmsten Weiber in der Gegend umhergeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen verrichten dies Amt die ärmsten Greise; die Todesboten erhalten überall die reichlichsten Geschenke. Die Tage und Nächte, welche der Verstorbene im Hause liegt, kommen abwechselnd Bewohner des Dorfes, um bei der Leiche zu wachen oder Trost zu sprechen, helfen Kränze flechten oder sonst Nöthiges zu besorgen. Eine Hauptaufgabe ist, die betäubten Angehörigen zu trösten, daher auch mitunter recht heitere Geschichten erzählt und Scherze getrieben werden.

Der Zulauf zu den Begräbnissen ist wie überall, so auch im Böhmerwalde sehr stark. Die Särge werden nach der Kirche und nach dem Friedhofe zumeist getragen, trotzdem die Entfernungen oft sehr groß sind; bei Unverheirateten bilden ledige Burschen die freiwilligen Träger, bei verheirateten oder verwitweten Abgeschiedenen leisten kräftige Männer diesen letzten Dienst. Reichere Hofbesitzer, die Pferde und Wagen hinterlassen, werden, wenn der Weg nach Kirche und Friedhof sehr weit ist, gefahren; in solchem Falle ist auch das Erscheinen mehrerer Geistlichen und die Entfaltung größerer Begräbnißfeierlichkeit üblich.

Zum Zeichen des Angedenkens an die Verewigten wird im Böhmerwalde das Todtenbret ersehen, auf dem die Todten von der Stunde des Ablebens bis zur Einbettung in den Sarg geruht hatten. Die Ärmeren lassen in das Bret nur drei Kreuze einschneiden und legen das Bret einfach rechts oder links neben Wiesen- und Feldwege. „Betet für ihre arme Seele“, lautet der einfache Text des Brettes. Andere und Wohlhabendere lassen dem Todtenbret gefälligere Formen und bessere, oft auch sehr naive Inschriften geben, besonders Eifervolle zum Angedenken an ihre lieben Abgeschiedenen die Todtenbretter sogar bemalen. Ein Todtenkopf mit drei darunter gemalten Kreuzen und

einer Inschrift, die Namen, Alter und Sterbetag enthält, ist die einfachste Ausstattung der bemalten Bretter. Vornehmer sieht sich schon ein Todtenbret an mit gemalten Figuren, darstellend eine ganze Familie, die nach der Größe der Gestalten geordnet in einer Reihe kniet, die Hände faltet und zum Himmel blickt. Ganz oben sind zwei gekreuzte Knochen gemalt, dann folgt das Bild und darunter steht zum Beispiel die Inschrift:

Wolfgang Rißvogel
unser seliger Vater,
geboren den . . . , gestorben den . . . ,
ruhte auf diesem Bret die ersten Stunden
seines ewigen Schlafes und wurde dann,
schmerzlich beweint, zu Grabe getragen. Betet
alle für ihn, die Ihr das leset.
Der Herr hat ihn aufgenommen,
Von dort wird er wiederkommen!

Auch fehlt es an Todtenbrettern nicht, auf denen unter der Inschrift ein helloderndes Feuer brennt, in welchem nackte arme Seelen stehen und jammernd die Arme gegen Himmel strecken. Es heißt darunter:

Der Beste noch ist schuldig solcher Leiden,
Bevor er eingeht in des Himmels Freuden.

Ein blasender Engel kündigt auf einem Todtenbret die Auferstehung an und darunter heißt es:

O Menschen, auf aus euer'n Todesgrüften,
Erhebet euch aus tiefer Erdenmacht,
Der Gottessohn erscheint in hohen Lüften,
Er kommt in Herrlichkeit und Macht
Zu richten die Lebendigen und Todten,
Voran ihm schweben Engelsboten.
Seid froh, sein Herz ist göttlich mild,
Vergebung kündigt er auf seinem Schild,
Und hinter jedem seiner Fürstentritte
Folgt Gnade, Liebe, Glück und Himmelssttte!

Die besseren, besonders bemalten Todtenbretter werden an auffallenderen Stätten aufgestellt: in der Nähe des Hauses eines Verewigten, an einer Scheuerecke, am Gartenzaun, wo dann die Stelle überdacht und vor Regen geschützt ist. Am beliebtesten sind die Stellen neben aufgerichteten Kreuzen oder Feldkapellen, die an öffentlichen Wegen, besonders vielbesuchten Kreuzwegen angebracht sind.

Sagen und Aberglauben. Daß ein so großes Berg- und Hüggelland wie der Böhmerwald mit seinen Schlössern, Burgen, Ruinen, Seen, Fels- und Waldesgründen dem so gerne fabulirenden Volke Anlaß gab und noch gibt zu Sagenbildungen aller Art,



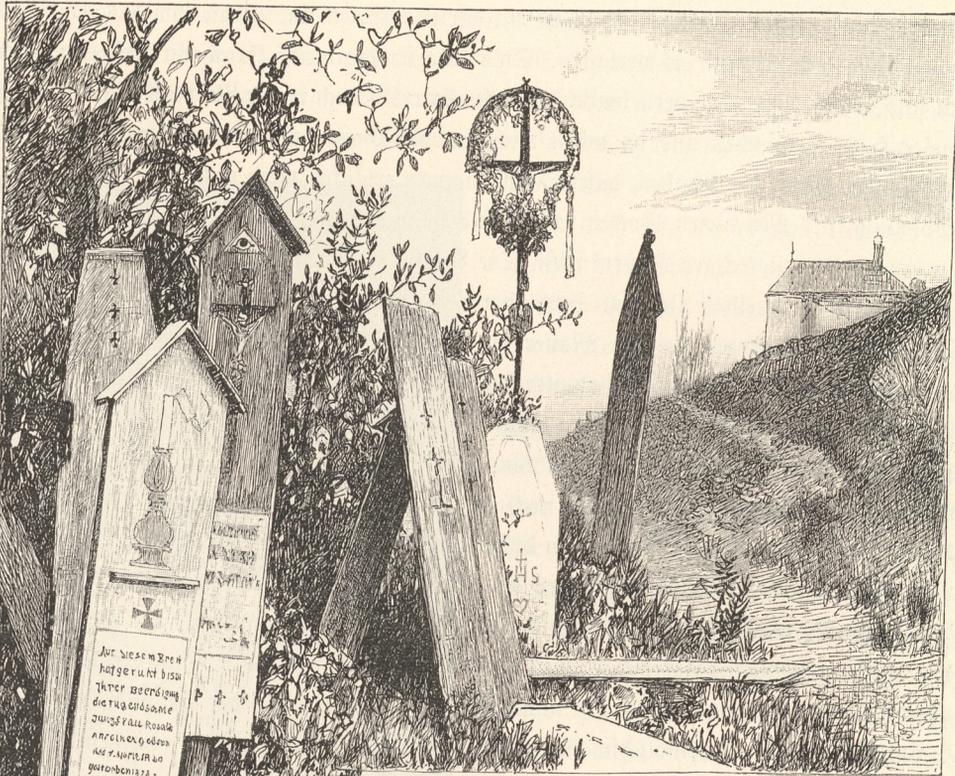
Der Kammerwagen der Brout mit der Aussteuer.

ist naheliegend; zu dem fabulirenden Volke dürfen die Chronisten dunkler Vorzeit gerechnet werden, die bei Erfindung und Ausgestaltung fabelhafter Geschichten mit dem Volke Hand in Hand gingen und namentlich mit Sagen über historische Personen und Wohnstätten einen Erfolg erzielten, der sogar ernste Geschichtschreiber zwang davon Kenntniß zu nehmen und dadurch eine Sagenbildung, der man höchstens die Dauer eines Menschenalters zutrauen sollte, Jahrhunderte lang in der Erinnerung und Vorliebe der Menschen zu erhalten. Als eine dieser bedeutamen, romantisch ausgestatteten, durch Jahrhunderte sich erhaltenden Geschichten darf die

Sage von der „weißen Frau“ betrachtet werden. Wir werden durch sie in die vornehmste Burg nicht nur des Böhmerwaldes, sondern Böhmens überhaupt geführt: in die Burg der Herzoge von Kruman, die, mit Ausnahme der Hofburg in Prag, an Großartigkeit, Alter und malerischer Lage alle Herrensitze Böhmens weit überragt. Die Chronik berichtet hierüber: Es war am Sonntag vor Martini 1449; Trompeten- und Paukenschall tönte schmetternd herab ins Thal, Zauchzen erfüllte die Lüfte und reichgeschmückte Ritter- und Frauengestalten wogten in den prachtvollen Sälen der hohen Krumaner Burg hin und her im bunten Gewimmel, denn der Herr der Burg Ulrich II. von Rosenberg feierte das Hochzeitsfest seiner zweitgeborenen Tochter Bertha, umgeben von einer Menge ebenbürtiger Dynasten, die an flimmerndem Prunke wettsieferten mit dem vielgewaltigen Wirth. Bräutigam war Johann von Liechtenstein, Herr auf Nikolsburg; er hatte nach Freierrenart um die Braut beim Vater angehalten und von diesem das Jawort erpreßt, während die holde Auserwählte um ihre Zustimmung nicht befragt, ihr Herz nicht zu Rathe gezogen wurde. Wäre dies geschehen, so würde man hinter das Geheimniß gekommen sein, daß Berthas Herz bereits für den tapfern Jüngling Peter von Sternberg schlug und einer beglückenden Gegenliebe sich erfreute. Berthas Schicksal war besiegelt, sie wurde das Opfer einer unheilvollen Convenienz und war genöthigt, am Sonntag vor Martini mit dem durch seine rohen Sitten berüchtigten Bräutigam vor den Altar zu treten und ihr Jawort auszusprechen. Die bösen Folgen ließen nicht auf sich warten. Noch während sich die Gäste nach der Trauung der vollen Fröhlichkeit des rauschenden Hochzeitsfestes an wohlbesetzten Tafeln hingaben, erfolgte eine Scene, die dem Fest und den gebotenen Genüssen ein jähes Ende bereitete. Der Bräutigam überraschte seine eben angetraute Braut mit ihrem Auserwählten in einer Kemeñate, wo sie schmerzlich und in Ehren für immer Abschied nehmen wollten; von Eifersucht wüthend und vom Wein aufgereggt, wollte Liechtenstein den Gegner durch das Fenster in die brausende Moldau werfen, wurde aber von herbeieilenden Gästen daran gehindert; der Lärm und das Aufsehen dieser Scene waren groß, das Hochzeitsfest ward unterbrochen, die Gäste ritten mißmuthig nach ihren Burgen zurück, der von Rachsucht und

von den Qualen der Eifersucht tobende Freiherr von Liechtenstein aber brach schon am nahen Morgen auf, um seine weinende Gattin nach seinen mährischen und steiermärkischen Schlössern in Sicherheit zu bringen. Dort angekommen, stürzte er sich in ein wüstes Leben, ließ die jugendliche Gemalin an den ersten Bedürfnissen des Lebens Noth leiden und mißhandelte sie so unbarmherzig, daß sie bei ihren Verwandten, wenn auch vergeblich Hilfe suchte. Erst nach fünfundzwanzig Jahren endloser Leiden wurde die Arme durch den Tod ihres Gatten wieder frei und begab sich in den Schutz eines weitläufigen Neffen, Heinrich VI. von Neuhaus-Telč, in die Burg zu Neuhaus. Hier gewann sie bald durch Güte, Sanftmuth und Leutfeligkeit alle Herzen und wurde wegen ihrer Weisheit und Gelassenheit das Orakel der Familie und im weitesten Umkreis „das Auge der Blinden, der Fuß des Lahmen, der Waisen Mutter, der Armuth Schatzmeisterin“. Daher vertraute der frommsinnige Nefse der tugend samen Bertha die ganze Haushaltung und besprach mit ihr jedwede Angelegenheit, besonders sorgsam den nothwendig gewordenen Aufbau einer neuen Burg. Bei einer solchen Berathung saß einst Bertha mit dem Neffen bis in die späte Nacht beisammen; Alles war erörtert bis auf die Frage: ob der Bau auch den Zwergen, die nach der Sage in der alten Burg Hofhaltung hielten, angenehm sein werde, da sie sonst viel Unheil im neuen Burgbau stiften könnten. Die Frage war kaum gestellt, als liebliche Musik ertönte, die Wände und der Boden des Gemachs sich mehrfach öffneten und eine große Menge von Zwergen heraus- und vor Bertha und dem Burgherrn aufmarschirten. Einer derselben, etwas größer als die anderen, in goldenem Mantel, eine schimmernde Krone auf dem Haupte, der Führer der Schar, machte eine tiefe Reverenz vor Bertha und dem Neffen und hielt eine Anrede des Inhalts: daß er und die Seinen von der Absicht, eine neue Burg zu bauen, erfahren haben und nach reiflicher Erwägung nichts dagegen einwenden wollten unter der Bedingung, daß ins neue Schloß die alte Tugend der Stammfamilie einziehe und dort herrsche! Das Gelöbniß wurde vom Burgherrn abgelegt und die Zwerge zogen befriedigt ab, so wie sie gekommen waren. Nun war das letzte Bedenken gegen den neuen Burgbau beseitigt und dieser mit Eifer und Beruhigung begonnen; selbst die Zwerge legten fleißig Hand an und schafften nachts Steine und Baustoff herbei; das Werk gedieh sichtlich und damit in der begonnenen Weise fortgeföhren werde, versprach die vielmögende Wittfrau Bertha den Meistern, Gesellen und Handwerkern, sie nach Vollendung des Baues mit „süßem Brei“ zu bewirthen, was so viel hieß, als sie mit einem reichen Gastmahl zu erfreuen. Nun ging die Arbeit doppelt gut vonstatten und die neue Burg stand früher fertig da, als erwartet werden konnte. Da hielt aber auch Bertha im Einverständniß mit dem Burgherrn Wort und es wurden nicht nur die Bauleute, sondern auch Bürger und Arme des Ortes festlich und reichlich bewirthet — am Schluß des Festes mit dem „süßem Brei“, einem zu damaliger Zeit hochbeliebten mit

Honig bereiteten Mus. Um die Freude der Gäste noch zu erhöhen, gab ihnen Bertha bekannt, daß sie einen Stiftsbrief habe ausfertigen und vom Burgherrn unterzeichnen lassen, durch welchen der jetzige wie alle folgenden Besitzer der Burg verpflichtet wären, den „süßen Brei“ (das heißt, den Festschmaus) dem Volke von Neuhaus jährlich, und zwar stets am grünen Donnerstag feierlich darzubieten; sehr bitter würden die Folgen der Nichtbeachtung dieses Stiftsbriefes sein. Bertha selbst war im folgenden Jahre noch in der Lage, das Fest des „süßen Breies“ zu veranstalten und zu leiten — dann kam ihr letztes Stündlein und sie schied als frommer Geist aus diesem prüfungsreichen Leben . . . Groß war die Trauer des Volkes über den Verlust seiner Freundin, das Andenken an sie blieb ungeschwächt lebendig, aber bald ergab sich ein Anlaß, der verewigten Wohltäterin nicht bloß mit Dankgefühl und Ehrfurcht, sondern auch mit frommen Schauern zu gedenken. Denn es verbreitete sich die Kunde, Frau Bertha sei im neuen Schloß erschienen, wandle da als Geist herum und werde von Allen gesehen, die zur Nachtzeit auf dem Schlosse beschäftigt seien. Berthas Geist sollte in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung nächtlich wandern, in weißem Rock und Schürze, um den Hals eine Schaubе und den Kopf mit einer Haube bedeckt, von welcher ein Schleier herabfiel und zum großen Theil ihr Antlitz bedeckte; was man von diesem sah, war todtblaß. Am Gürtel trug sie einen Schlüsselbund, den sie heftig bewegte, wenn etwas ihr Widriges geschah. So wurde sie auch von einem beherzten Maler im großen Saale abgebildet, wo sie am öftesten sich zeigte. In derselben Kleidung und mit sittsamer Geberde wurde sie bald auch um die Mittagszeit von dem Neuhauser Marktplatz aus an Fenstern des verfallenen Hungerturms, welcher keine Treppe mehr hatte, von vielen Menschen gesehen. . . Bald vernahm man, daß die „weiße Frau“ (wie sie nach ihrer Kleidung fortan genannt wurde), nicht bloß in Neuhaus, sondern auch in den meisten Burgen der Herren von Rosenberg und deren Verwandten umgehe. Wenn in einer Familie ein Kind geboren wurde, zeigte die weiße Frau viele Freude, ging geschäftig hin und wieder gleich einer sorgsamen Hausfrau und rasselte mit dem Schlüsselbund; wenn aber die Ammen und Kinderwärterinnen eingeschlafen waren, übernahm die weiße Frau das Amt der Kinderfrau, beschwichtigte die weinenden Kleinen, schläferete sie ein mit leisen Gesängen und trug sie im Zimmer umher. Todesfälle in Rosenberg'schen oder verwandten Familien verkündete sie durch Traurigkeit voraus und trug dann einen schwarzen Schleier und schwarze Handschuhe. Dabei sah sie es nicht gerne, wenn mit den Geräthen aus ihrer Zeit eine Veränderung vorgenommen wurde; sie lief dann in dem betreffenden Gefaß umher, die Fenster flogen auf und zu, wie von einem heftigen Sturmwind bewegt, und wenn einer der Beschäftigten einen Gegenstand dennoch anfassen wollte, wuchs die weiße Frau vor seinen Augen aus dem Boden heraus zu riesiger Größe empor . . . Wurden gotteslästerliche



Totentretter aus der Gemeinde Deschenitz bei Reuern.

Reden geführt, so zeigte sie ein finsternes Gesicht und strafte die Frevler mit Steinen oder was ihr sonst zur Hand lag. Sie liebte die Armen und Dürftigen noch wie zuvor im Leben, und wenn wegen schlechter Zeiten oder Kriegsgefahr die Gutthat des „süßen Breies“ für die Armen unterlassen oder knauserig bestellt wurde, zeigte sie sich unruhig und dann war es in der folgenden Nacht auf der Burg nicht

geheuer, es durchlief murrend die Zimmer, schlug die Thüren fast in Trümmer, raffelte mit vielen Schlüsseln, rüttelte die Schläfer in den Betten und zerschmetterte die Schüsseln, welche beim Schmaus, um Geld zu sparen, nicht gefüllt gewesen waren . . . Als Peter Wof von Rosenberg, der Letzte seines Stammes, 1539 geboren wurde, erschien Frau Bertha fast täglich bei ihm in der Burg Krumau und zeigte große Sorgfalt für den kleinen Enkel. Eines Tages hatte sich die Amme aus dem Gemach entfernt, und als sie wieder zurückkam, fand sie das weinende Kind auf den Armen der weißen Frau, die es

zu beruhigen suchte; sie fuhr den Geist mit harten Worten an, entriß ihm das Kind und gebot ihm, das Gemach zu verlassen. Da blickte sie die weiße Frau mit finsternem Auge an und sprach leise, aber vernehmlich: „Undankbare! Durch meine Vermittlung bist du in dieses Haus gekommen und du willst mich aus den Gemächern meiner Ahnen verjagen? Melde dem Vater des Knaben, daß er mich nimmer erblicken wird und siehe zu, wo meine Wohnung ist!“ Mit diesen Worten verschwand sie in diejenige Wand des Zimmers, welche an einen alten viereckigen Thurm stieß. Die Amme verließ ihre Sinne, und als sie sich wieder erholte, meldete sie dem Schloßherrn Peter, was sie gesehen und gehört hatte. Dieser ließ nach einiger Zeit die Mauer durchbrechen, in welche der Geist verschwunden war, und nach Beseitigung des dahinter befindlichen Doppelgemäuers fand er den großen Rosenberg'schen Schatz, welchen er nachher dem Kaiser zur Aushilfe gab, um damit den Krieg gegen die Türken fortsetzen zu können . . . Jahrelang wurde nun die weiße Frau weder in der Stamburg Krumau, noch in der neuen Burg zu Neuhaus gesehen, aber dunkle Gerüchte liefen um, daß sie um diese Zeit ab und zu in Burgen ferner Verwandter Böhmens und Deutschlands erschienen sei. Erst als durch die Burgherren selbst oder in Folge von Besatzungen während der späteren Kriege durch Hauptleute der Besatzung in der Burg zu Neuhaus der den „süßen Brei“ betreffende Stiftsbrief außer Acht gelassen wurde, war die weiße Frau als unnachsichtliche Rächerin wieder da und strafte alle Schuldigen auf die empfindlichste Weise; bei diesen Rache-Acten erging es einem Frevler, dem Ritter Stilsfried Fehrar von Malikau, am allerschlimmsten, da er über die Erscheinung der weißen Frau rohe Glossen machte und den zeitgenössischen Schloßherrn Joachim Ulrich von der Gewährung des „süßen Breies“ hartnäckig abhielt. Die weiße Frau sowohl, als die wackeren Zwerge wußten sich durch ebenso peinvolle als ehrenrührige Strafen an dem Frevler zu rächen, da er gezwungen war, seine Tapferkeit zu beweisen, eine Nacht auf der gemiedenen Burg (im verrufensten Gemach, „Hechelzimmer“) zuzubringen . . . Die „weiße Frau“ ist nach diesem Vorfall noch zu wiederholten Malen, zumeist zu dem Zweck erschienen, Gutes zu thun und namentlich Unglückliche und Arme zu erfreuen. Die Wohlthat des „süßen Breies“ sicherte sie durch Entdeckung eines großen Schatzes in der Burg zu Neuhaus, der dem Besitzer des Schlosses, Joachim Ulrich, es möglich machte, das Fest ohne eigene Auslagen alljährlich zu veranstalten . . . Eines Tages sprach ein junger Priester aus dem Geschlecht derer von Viechtenstein im Schlosse zu Neuhaus ein. Man wies ihm zum Nachtlager einen großen Saal zu, dessen Wände mit Familienbildern bedeckt waren. Diese Bilder vor dem Entschlummern aufmerksam betrachtend, fiel dem geistlichen Herrn eines besonders auf, das einen stattlichen Hochzeitszug darstellte, der sich langsam zu bewegen schien; der Bräutigam war von hohem Wuchse, doch in seinem Gesicht lauerte heimliche Tücke, die zarte Braut an seiner Seite, lieblich wie eine schlanke Lilie, verrieth in

ihren Zügen schweres Herzeleid. Noch in Betrachtung des Bildes versunken, war es dem Gaste plötzlich, als breite sich ein mildes Mondlicht über dasselbe, und plötzlich entzündeten sich auch alle Wand- und Hängeleuchter des Saales. Das trotziges Antlitz des Bräutigams erschien milder und blässer und im Schimmer der Verklärung trat die Braut — Bertha von



Die weiße Frau (Bertha von Rosenberg).

Rosenberg — ganz aus dem Bilde, ihr folgte auch der Bräutigam Johann von Liechtenstein; auf die Frage des geistlichen Enkels: Was des Bräutigams Begehr sei? erwiderte dieser mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ich habe keine Ruhe im Grabe wegen dieser meiner Gemalin, denn es wollte mich im Leben bedünken, daß sie die Ehre meines Hauses arg angetastet habe!“ Der Priester ließ sich einige nähere Andeutungen geben, richtete einige Ermahnungen über die Sünde des Argwohn an den Schuldigen, verweilte dann eine lange Pause im innigsten Gebet, legte hierauf die Hände seiner Ahnen versöhnend in einander, sprach den Segen über sie und stimmte das „Herr Gott, Dich loben wir“ an, in welches Beide mit leisen Tönen einstimmten; dann sagte Bertha: „Den Lohn für deine That wirst du von Gott erhalten und bald auch bei uns sein!“ Die Erschienenen verschwanden, sie waren erlöst; Bertha erschien nie wieder in Gestalt der „weißen Frau“. —

Das Wunderbild auf dem Kreuzberg bei Krumau. Im Jahre 1460 lebte in Krumau ein Bürger und Kupferschmied Namens Hollenhammer, der für sein ausgedehntes Geschäft viel altes Kupfer brauchte und von diesem Metall oft große Vorräthe einzukaufen pflegte. Eines Tages nach einem solchen Einkauf, da der Schmelzofen wieder sein heißes Werk begonnen und alles Kupfer bereits geschmolzen war, gewahrte der Meister, daß noch ein Klumpen obenauf schwamm, sich im Sude wälzte und doch der Glut nicht wich. Der Meister, meinend, daß er diesmal beim Kaufe betrogen worden sei,

ergriff, um zu untersuchen, die Zange, hob den Klumpen heraus und begann daran zu hämmern, und siehe da! der Klumpen streckte sich plötzlich nach der Länge und Breite und die Gestalt des gekreuzigten Heilands wurde darin sichtbar. Der Meister, erstaunt und gerührt, hämmerte nur noch so lange, bis die Erlösergestalt ganz und vollkommen zur Erscheinung gebracht war, dann senkte er die Knie, küßte das Wunderbild und bewahrte es in seinem Hause auf. Als er starb, wurde das Kleinod an die Nachkommen vererbt, ging dann noch durch viele Familienhände, bis es endlich (1696) von der letzten Besitzerin, Namens Rinfin, dem damaligen Rathe Langer mit der Bitte übergeben wurde, das Crucifix in einer Kirche zur allgemeinen Verehrung anzubringen. Ein frommer Geistlicher sorgte, daß das Wunderkreuz auf einer Höhe, vormals Calvarienberg genannt, aufgerichtet wurde. Um ihm Schutz gegen das Unwetter zu gewähren, ward 1714 eine Kapelle darüber gebaut und neben der Kapelle ließ Veronika Timin drei Stationen, der Herzog von Kruman aber einen Kreuzgang mit neun Stationen auführen. Das Alles ist geschehen auf dem „Kreuzberg“. Der fromme Sinn lohnte sich; die viel von Frost, Hagel und Schauer heimgesuchte Gegend wurde lange Jahre von diesen Übeln wunderbar verschont.

Der Mönch zu Hohenfurt. Nördlich von Kruman, das uns eben eine Sage tiefer unbeugsamer Gläubigkeit geliefert hat, trifft der Wanderer auf eine Stätte klösterlichen Friedens, die, wie man vermuthen sollte, weit mehr Anlaß bieten würde, Siegesthaten und Wunder des Glaubens durch den Mund des Volkes aller Welt zu verkündigen. Es ist das Kloster Hohenfurt, Heim der Cistercienser, durch seine Mauern, heilige Räume, Lehre und Beispiel geschützt gegen Zweifel und Glaubensgefahren, wie durch seine Bastionen und Thürme einst sicher gegen Kriegerscharen. Und doch begegnen wir gerade hier einer Sage von geistlicher Verirrung, die im Heim des Gottesfriedens und Glaubens seinen Ursprung fand und mit einem oft wiederkehrenden Sagenwunder abgeschlossen wurde. Ein Mönch des Klosters, so heißt es, gab sich tiefen, unablässigen Forschungen über die Räthsel der Welt und des Lebens hin und kam nach vielen Irr- und Umwegen an einem Punkte an, wo der nächtliche Abgrund des Unglaubens vor seinen Füßen gähnte; er zweifelte an vielen Glaubenslehren — unter anderm auch an dem Glauben an die Ewigkeit. Oft schon hatte ihn das Studium und die Betrachtung der Natur eines Besseren belehrt und er ging auch eines Tages wieder hinaus in die wundersame Waldesstille — diesmal besonders gierig, einem Vogelliede zu lauschen. Und er hatte nicht weit zu wandern und nicht lange zu lauschen. Denn nicht nur von Einem Vöglein erscholl gar herziger Gesang, es ließen theils nach einander, theils in heiterem Chore der Fink, der Hänfling, die Drossel sich aus den Zweigen hören, im nahen Kornfeld schlug die Wachtel und über allen hoch in den Lüften wirbelten die Triller der Lerchen. Jeder Ton erklang wie ein Lob des Herrn, der Alles so wohl, so schön für jetzt und alle Zeiten erschaffen. Und tief erfaßte es auch das

Gemüth des Mönches, der dasaß und sann und sann — und sich endlich erhob, um heimzukehren in seine Zelle: gestärkt, getröstet und wieder Herr über quälende Zweifel; — aber im Kloster fand er Alles verändert; er selbst war ein Anderer geworden nach innen und außen, es erkannte Niemand den müden Greis und verstand Niemand sogar seine Sprache; — — denn er war, während er den Vöglein lauschte — um ein ganzes Jahrhundert älter geworden.

Die Luzifer-Sage vom Bergschloß Klenau. Alte Burgen und Ruinen sind es namentlich, die das Volk mit unheimlichen Sagen bevölkert. Teufel, Gespenster und Schätze, die von Höllenhunden bewacht werden, lassen sich für furchtsame und abergläubische Gemüther — und wo gäbe es solche nicht? — wirksam verwerthen. Wir sehen dies auch im Böhmerwalde und sind genöthigt, von dieser Abart wenigstens in zwei Fällen Kenntniß zu nehmen: von der Luzifer-Sage im Bergschloß Klenau und von dem großen Schätze in der benachbarten Burgruine Baiereck. Die Luzifer-Sage knüpft sehr sachgemäß an das schauererregende Burgverließ der Ruine Klenau an, in welches, sieben Klaster tief, einst die Opfer des ergrimmten Burgherrn hinabgelassen und dem Hungertode preisgegeben wurden. Unter den Burgherrn, die gar oft und maßlos ergrimmten, wird ein Herr Präbik besonders genannt; die Sage bezeichnet ihn als Denjenigen, der dem Rachen des Burgverließes die meisten der unschuldigen Opfer geliefert habe. Zu solchen Opfern waren einst auch drei nachbarliche Ritter ausersehen, die der grimme Herr von Klenau nach einer wilden Fehde als Gefangene in seine Gewalt bekam. Fallthüre auf; an Stricken einer nach dem andern in die finstere, dumpfe Tiefe hinabgelassen — Fallthüre wieder zu und unten waren sie wirklich, die jungen Ritter, noch dazu Brüder. Die ersten Eindrücke des Entsetzens beraubten die Unglücklichen der Sprache; stumm lagen sie nebeneinander, wenn man nicht dann und wann einen Seufzer, der Steine erweichen konnte, für die Sprache der Verzweiflung hinnehmen will; endlich fanden die Gefangenen auch die Sprache wieder, die in wilde Klagen, in Gebete und Hilferufe ausbrach. Vergeblich. Menschliche Hilfe war unmöglich, die Hilfe des Himmels wenigstens noch nicht nahe; da faßten die verzweifelnden Brüder den Entschluß, sich in die Arme des bösen Feindes zu werfen und durch ihn sich befreien zu lassen. Satanas war — natürlich gegen ausgiebige Provision — sogleich bereit zu helfen. Ein leichter Donnerschlag und der Unterirdische mit Hörnern, Feueraugen und langem Schweif stand vor ihnen. „Wenn Einer von Euch sich für die andern Zwei opfern und mir in die Hölle folgen wollte“, sagte er, sich räuspemd und einige glühende Kohlen ausspuckend, „so würde ich Euch wohl befreien!“ Die Brüder stuzten anfangs, aber der Schreckensort, der Hunger, besonders der baldige unabwendbare Tod machten sie mürbe, so daß sie den Vertrag annahmen und auch sogleich zu lösen begannen, wer von ihnen als Preis in den Klauen des Satans zurückbleiben sollte. Das Los fiel auf den

jüngsten Ritter Johann, der sich auch, nach kurzem Abschied von den Brüdern, dem Meister Satan zur Verfügung stellte. „Recht“, sagte dieser, ingrimmig lächelnd und wieder glühende Sägespäne ausstehend, „fangen wir an!“ Er winkte; es spalteten sich die Wände und die Gefangenen traten ins Freie. Sie fielen auf die Knie, um für die glückliche Rettung zu danken, aber Satanas ergriff sein Opfer und schwang sich mit ihm hoch in die Lüfte. Hier schrie aber Ritter Johann laut auf und erinnerte sich an seinen Schutzpatron, den heiligen Leonhard, der ihn schon früher einige Male wunderbar gerettet hatte; diesen rief er in der höchsten Angst seiner Seele abermals an — und siehe, St. Leonhard erschien auch, bewaffnet mit einer furchtbaren Geißel, die er sofort gegen Belzebub energisch gebrauchte, so daß dieser schon nach dem dritten Hiebe seine Beute fahren ließ; — zur Entschädigung versetzte Satan dem Befreiten eine Maulschelle derart, daß er mit drei herausgeschlagenen Backenzähnen den Erdboden erreichte und ohnmächtig liegen blieb. Beim Erwachen that Ritter Johann das Gelübde, an dieser Stelle eine Kapelle zu Ehren seines Schutzpatrons erbauen zu lassen — die St. Leonhards-Kapelle bei Kelheim, abendwärts von Neuern. Er hielt sein Wort; die Kapelle ist noch vorhanden — Zeuge dessen der Schreiber dieses, der als kleiner Ministrant bei einer heiligen Messe diente, die sein geistlicher Instructor 1829 in dieser Kapelle las.

Der große Schatz in Baiereck. Es ist merkwürdig, daß das Volk, indem es eine Sage erfindet, genau nach Art der sogenannten Zauberer vorgeht und seine Fabel mit Geheimnissen und Schwierigkeiten umgibt, die es hindern, die Erfindung auf Wahrheit oder Glaubwürdigkeit zu prüfen. So ist namentlich die Sage von verborgenen (natürlich verzauberten) Schätzen mit Vorbehalten und Gefahren umgeben wie der zusammengerollte Igel mit Stacheln. Ist es schon schwierig, die Stelle zu entdecken, wo der Schatz liegt, so besteht noch die größere Schwierigkeit, bis zu den (meist eisernen) Kisten vorzudringen, die den Schatz enthalten, aber diese Kisten aufzusperrn oder auch nur die darauf liegenden Höllenhunde zu verjagen, bildet die allergrößte Schwierigkeit. Das gescheidte und biedere Volk bei Neuern, das die Burgruine Baiereck umwohnt, hat bei seiner Sagenbildung über den verborgenen Schatz unter den Ruinen einen lebenswürdigen Zug des Entgegenkommens bewiesen, indem es in die Sage einen Schlüsselbund einflocht, der die Schwierigkeiten, den Schatz zu finden und zu beheben, rein beseitigt. Aber dieser Schlüsselbund — das ist wieder das nisi — liegt in der Nachbarburg Alenau — in einem Brunnen von neunundzwanzig Klastern Tiefe. Den Schlüsselbund da heraufholen, ist fast beschwerlicher und gefährlicher als den Schatz selbst zu beheben. Und so entschlossen sich denn im Jahre 1805 dreizehn kühne Männer, man darf schon sagen Waghälse, ohne Schlüsselbund dem Schatz direct auf den Leib zu rücken. Eine sehr resolute Frau schloß sich den verwegenen Männern an. Es war um Mitternacht, Sturm und Regen. Ein Zauberkreis wird gezogen, in den

sich die Männer und die Mannfrau stellen. Das Citationsgebet wird angefangen: da wird es in den schauerlichen Mauern gar seltsam, Irrlichter laufen hin und her, Hohngelächter tönt aus allen Kellerlöchern, schwere Ziegeltrümmer fallen von den Mauerrändern, als würden sie von grimrigen Geistern auf die Beschwörer geworfen; mehr bedurfte es nicht,



Johann von Liechtenstein, der Gemahl der „Weißten Frau“.

um die tapfere Versammlung aus dem Zauberkreis und weiter aus der Ruine und noch weiter den Berg hinunter zu treiben in wilder Flucht, die auch ein Weiberkittel theilte, der fast alle Männer überholte und dem Sturmwind Anlaß gegeben haben soll, verwegene Mlotria mit ihm zu treiben. Seitdem ist's still geworden vom Suchen und Heben des Schatzes in der Ruine Baiereck. Die Ruine steht noch aufrecht; man soll es jetzt noch manchmal in stiller Mondnacht hellaulachen hören über die tapfere Flucht der Schatzbeschwörer. Die Sage aber geht noch gläubig und still durchs Land; ihr ist es sicher, daß der Schatz vorhanden ist und daß der Schlüsselbund — wenn er nicht neunundzwanzig Klaster tief im Wasser läge — den Zauberchatz beheben helfen könnte.

Glücklicher ist das Volk in seinen Erfindungen von Sagen, wo es Kloster- und Burgruinen verlassen und bei eigenen Heimstätten verweilen kann. „'s Schulmuaderl“, „Des Windes Weinen“, „Der blutige Mann“, „Die Hexenmagd“ könnten

hier vorgeführt werden; doch müssen wir uns bescheiden, nur die Sage vom „Waschweiberl“ mitzutheilen:

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlengesträuch jährlich eine Schar badender Weibchen erscheinen, die plätscherten und lärmten und allerlei Segen und Windeln von Leinwand zum Trocknen an das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. Aus einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich

daran kehrten; wollte man ihnen aber näher kommen, so erhoben sie ein Geschrei, rafften tumultuarisch ihre Fegen und Windeln zusammen, rauschten unter das Wasser und verschwand. Ein Bauernbursch, sonst ein findiger Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bach auf — und wirklich ging ihm ein Waschweiberl in die Falle. Es hatte ein weißes reinliches Leinwandkleidchen an, das bis an die halbe Wade reichte und die Haare hingen aufgelöst über Schultern und Nacken hinab. Ohne Sträuben ließ sich das Weibchen nach dem nächsten Bauernhof tragen und sah sich da frisch mit schwarzen Auglein um. Raun in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen auf und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, kurz, es war ruhelos vom Morgen bis Abend, ohne sich im geringsten was schaffen oder d'reinreden zu lassen. Während der Abenddämmerung kam dann das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus, und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszulplandern. Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte die Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Boden der Stube und nahm das Maß nach den Fußstapfen des Weibchens. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weibchen auf die Bank, damit es sich derselben bediene. Aber das Waschweiberl fing an zu weinen und zu schluchzen, weil man seine Bemühungen belohnen wolle, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nicht wieder gesehen.

Uberglauben. Wenn drei Tage und Nächte hintereinander ein Sturmwind bläst, muß sich Jemand in der Gegend erhenkt haben. — Das Krähen einer Henne weckt das größte Unglück eines Hauses, daher einer solchen sogleich der Kopf abgehackt wird. — Man glaubt an einen „Stearvogel“ (Sterbevogel); er soll stets während der Abenddämmerung vor dem Hause eines schwer Erkrankten erscheinen und durch einige Trauertöne den bevorstehenden Tod des Erkrankten ankündigen. — Bisweilen hört man nachts ein gedämpftes ergreifendes Weinen im Hause; die entsetzten Einwohner horchen auf und glauben fest, es sei ein verstorbenees Familienmitglied, das ein Unglück klagend ankündigt. Man nennt es „Das Klagmütterl“ (s Klomwaderl geht um). — Wenn eine Elster lebhaft um ein Haus fliegt und ruft, bedeutet es die Meldung, daß ein Bekannter oder Verwandter bald heimkehren werde. — Wer auf seinem Felde zwischen dem Getreide einen Bifang brach liegen läßt oder mit Klee bebaut, verliert in demselben Jahre noch ein Familienmitglied durch den Tod. Man nennt den Fall „D' Jntafot“ (Zwischenfaat). — Ein gewisser Zauber, ausgeübt über

ein Saatfeld, bewirkt in der Gestalt eines liegenden Kreuzes zwei schmale Bahnen im Getreide, wo die Ähren durchaus brandig erscheinen. Man weiß dann im voraus, daß beim Dreschen des Getreides je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen muß, der den Zauber ausgeübt hat. Man nennt den Geist, der dabei dient, den „Pilmasschmidt“.

— Wenn ein Bursch oder Mädchen am Ostersonntag vor Sonnenaufgang aus einem Bache mit den Zähnen ein Steinchen heraufholt und es dann, gegen Osten gekehrt, über den Kopf wirft, dem wird geoffenbart, ob es im Jahre noch zu seiner Heirat kommen werde.

— Am Ostermontag slicht man um die Obstbäume Strohbinden in der Meinung, sie dadurch zum reichen Fruchtertragniß zu vermögen; denn wie man an Namenstagen durch das „Drosseln“ (Umspannen des Halses) den Namensträger zum Gewähren eines Geschenkes verpflichtet, so will man gläubig auch die Bäume durch das Drosseln mit Strohbinden zu reichlichen Gaben verpflichten.

— In einigen Gegenden des Böhmerwaldes wird kein Baum gefällt, ohne daß früher ein Kreuz in die Rinde gehauen wurde; auf solchen Bäumen muß die wilde Jagd, welche Wanderer, die bei ihrem Herannahen nicht auf das Angesicht stürzen, weit mit sich fortführt, rasten und sie unbehelligt lassen.

— Vor Jahren soll ein Mann gelebt haben, vor dessen Augen Hexen und Verwünschene bezeichnet waren. Jene trugen auf den Köpfen hölzerne Milchgefäße, diese schleppten an Ketten glühende Kugeln an den Ferse nach. Deshalb war der Mann aber vielen Anfechtungen ausgesetzt und sein Weg nach der Kirche, die auf einer Anhöhe stand, war ein Weg der Peinigung und Prüffe, so daß der Unglückliche oft rücklings die Anhöhe ersteigen mußte, um die nachstürmende Hexenzunft durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren.

— Die Zungenfäule bei Kindern wird durch ein Sympathiestück geheilt. Der Mann, welcher des Heiltextes kundig ist, läßt sich das Kind gegenüber halten, indem er spricht:

Job ging einst über Land
 Und hatte einen Stab in der Hand;
 Da begegnet' ihm der Herr
 Und sprach:
 „Job, warum trauerst Du so sehr?“
 Job sprach:
 „Ach, warum sollt' ich nicht trauern?
 Meine Zunge will mir abfaulen.“
 Der Herr sprach:
 „Job, geh' in jenes Thal zur Stund',
 Ein Brunn'n heilet Dir dort den Mund!“

Der Mann haucht dem Kinde dreimal in den Mund, schlägt ein Kreuz darüber und die Mutter des Kindes besprengt dieses mit Tropfen des Weihbrunn's an der Thür. Diese Ceremonie, dreimal früh und abends wiederholt, soll gewisse Heilung verbürgen.